

Inhaltsverzeichnis:

Bezugspreis:

monatl. Zł. 6.—, öst. Sch .25.—, Tschech. K. 5.—, R. M. 3.—, D. G. 3.50, Lei 90.—
viertelj. „ 18.—, „ 15.—, „ 75.—, „ 9.—, „ 10.50, Lei 270.—
Einzelpreis Zł. 1.60, D. G. 1.—, Lei 24.—

Neuabonnenten werden die vorhergehendne Ausgaben, so weit der Vorrat reicht, nachgeliefert. Abonnement-Abbestellungen werden nur bis 10. eines jeden Monates zum Monatsende entgegengenommen.

Bielitz Sonntag, den 13. November 20. Jahrgang 1927



Herausgeber: Alfred Jonas / Eigentümer: Chefredakteur C. L. Mayerweg / Verantwortlicher Redakteur: Anton Stafinski

Vor den Toren von Kalgan

der in den chinesischen Wirren vielgenannten Stadt am Südrande der Mongolei. Die Kamelkarawane ist auch heute noch das wichtigste Waren-Beförderungsmittel in der mongolischen Steppe

AK

Bilder der Woche

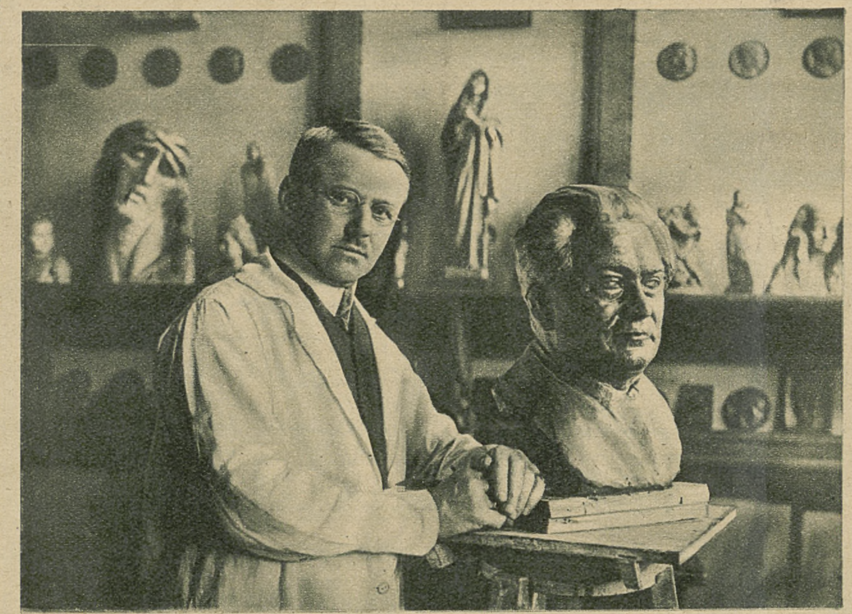
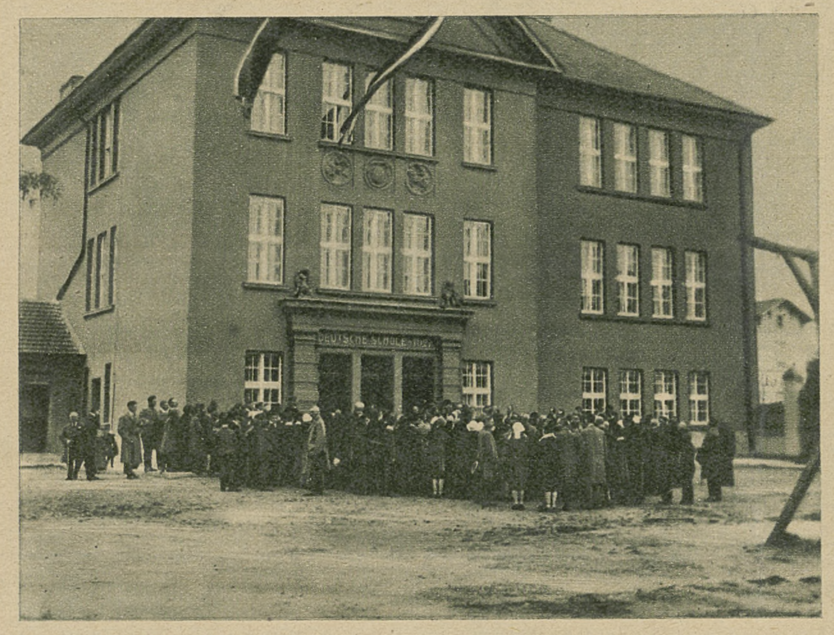


Bild links: Professor D'ell Antonio, der Leiter der Holzschnitzschule in Bad Warmbrunn in Schlesien, die jetzt ihr 25 jähriges Bestehen feiern konnte. Die Aufnahme zeigt den Bildhauer bei der Arbeit an der Büste des schlesischen Dichters Hermann Stehr
Photothek

Bild rechts: Der neue deutsche Botschafter für Amerika, Dr. von Prittwitz und Gaffron mit seiner Gattin, einer geborenen Gräfin Strachwitz
Dtsch. Pr.-Photo-Ztr.







Die deutsche Schule in Philippopel (Bulgarien) konnte vor kurzem ihr neues stattliches Schulgebäude unter großer Anteilnahme der bulgarischen Behörden feierlich einweihen. Die Schule zählt heute bereits 625 Schüler und Schülerinnen. Da zahlreiche Anmeldungen bisher noch nicht berücksichtigt werden konnten, wird man schon in Bälde an einen Erweiterungsbau denken müssen

Bild oben rechts: Vom Libori-Jubiläum in Paderborn. Die vor 300 Jahren erfolgte Zurückbringung der Reliquien des Patrons des Bistums Paderborn, des heiligen Liborius, wurde kürzlich durch eine festliche Einholung des kostbaren Schreins vom Nachbarort Neuhaus her gefeiert. Der Schrein war im 30 jährigen Krieg vom „Tollen Christian", dem Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, geraubt und später nach Rückgabe vorübergehend in der Schloßkirche zu Neuhaus aufgestellt worden. Von hier wurde er 1627 nach Paderborn zurückgebracht. — Bischof Dr. Klein nimmt den Schrein vor der Herz-Jesu-Kirche in Empfang





Fünf Jahre Fascismus in Italien.
Die fünfjährige Wiederkehr des Tages, an dem die Fascisten auf Rom marschierten und die politische Macht in Italien übernahmen, wurde auch in diesem Jahre mit großen Paraden gefeiert. — Links: Ein Gesamtbild von der Erinnerungsfeier in Rom. — Im Oval oben: Die Legionäre begrüßen Mussolini, den „Duce", bei der Parade
Wide-World-Photos



Totensonntag.

Das ist der Sonntag der Toten heut',
Von allen Türmen ein dumpf' Geläut',
Sie pilgern still aus jedem Haus
Mit blassen Blumen zum Friedhof hinaus,
Und neu erwachen verklungene Klagen.

Du Trauervoller, laß dich fragen:
Ist je dir einer wirklich gestorben,
Der deiner Seele Liebe erworben?
Und starb dir einer in all der Zeit,
Der dir seines Herzens Herz geweiht?

Es sind wohl viele dahingegangen;
Die einen in ihres Lenzes Prangen
Und mit beschneiten Locken die anderen
Mußten den Pfad der Dunkelheit wandern.
Doch sind sie wirklich tot, die Lieben?
Sind sie dir nicht lebendig geblieben?
Kommt nicht zu dir tagtäglich fast
Der oder als ein stiller Gast?
Und eilte er auch schon längst von hinnen,
Du weißt doch von seinen Gefühlen und Sinnen.
Dir klingt wie einstmals doch vertraut
Noch immer der lieben Stimme Laut.
Und du siehst das liebe Angesicht.
Nein, tot sind deine Toten nicht!

Weih' ihnen Kränze florumwunden,
Aber die neu aufbrechenden Wunden
Umwebe mit weichem Erinnerungsschleier!
Das sei deine Totensonntagsfeier!

Max Grube.

Wilhelm Hauff.

Zu seinem 100. Todestag am 18. November 1927.

Von Gerd Damerau.

Man könnte Wilhelm Hauff ein Glückskind nennen. In einem Alter, da andere noch in schweren inneren Kämpfen um die Gestaltung ihres Wesens und Lebens ringen, schuf er mit einer bewundernswerten Leichtigkeit die Werke, die sofort überall warme und herzliche Aufnahme fanden und die auch jetzt noch, nach mehr als hundert Jahren, lebendig und eindrucksvoll geblieben sind. Einer von den ganz Großen im Reiche der Kunst, deren Dasein tiefsten Einfluß auf die Entwicklung der Menschen ausübt, ist er zwar nicht gewesen. Aber so wie das Leben nicht nur aus Höhepunkten besteht, sondern auch durch kleine Erlebnisse, geringfügigere Einflüsse zu dem abgerundeten Ganzen geformt wird, so kommt auch den Dichtern vom Range Hauffs eine beträchtliche Bedeutung zu. Er schuf nicht aus der Tiefe der Lebenserfahrung, aus dem Urquell des Seins, er wollte nicht aufrütteln und umgestalten. Seine Gabe war das Erzählen, das Unterhalten im besten Sinne. Gerade durch sie wandte er sich an die weitesten Kreise und gewann einen Einfluß, der manchem Großen nicht beschieden ist. Hauffs Schaffen fiel in die Zeit, als der süßliche, sinnliche, lebensunwahre Clauren das Lesebedürfnis der großen Menge befriedigte. Der junge Schwabe nahm den Kampf gegen diesen Modegötzen auf und ließ zunächst seinen die Claurensche Schreibart verspottenden Roman „Der Mann im Monde" unter des Modeschriftstellers Namen erscheinen, rechnete aber bald darauf in seiner „Kontrovers-Predigt" unter vollem Namen mit Clauren und — dem großen Publikum ab. Hauff tat aber noch ein anderes. Mit Worten allein war die seichte Unterhaltungslektüre nicht aus dem Felde zu schlagen. So bot er denn den lesehungrigen Menschen einen gehaltvolleren Lesestoff. Zu seiner Zeit kamen Walter Scotts Werke in unzähligen Uebersetzungen auf den deutschen Büchermarkt und wurden geradezu „verschlungen". — „Die Quellen des Susquehannah und die malerischen Höhen von Boston", schrieb Hauff bezüglich der Scott-Leidenschaft, die „grünen Ufer des Tweed und die Gebirge des schottischen Hochlandes, Alt-Englands lustige Sitten und die romantische Armut der Galen leben — Dank sei es dem glücklichen Pinsel jener berühmten Novellisten! — auch bei uns in aller Munde. Begierig liest man, was vor sechzig oder sechshundert Jahren in den Gefilden von Glasgow oder in den Wäldern von Wallis sich zugetragen." Hauff schrieb das Verdienst daran ohne weiteres dem „großen Unbekannten, Scott, zu, und er nannte es ein kühnes Wagnis, die allgemeine Aufmerksamkeit bei der bekannten Vorliebe der Deutschen für alles Fremdländische auch einmal auf die heimische Landschaft und auf die Gestalten aus der eigenen Geschichte zu lenken. Und doch unternahm er den Versuch mit seinem „Lichtenstein", diesem von tiefer Liebe zur schwäbischen Heimat getränkten Buche, in dem er ein Stück der württembergischen Geschichte lebendig machte und damit auch ein Bild von dem deutschen Leben im 16. Jahrhundert entwarf. Seine Phantasie rankte sich um Geschehnisse und Personen der Wirklichkeit, gestaltete sie um, schuf aber auch ganz neue, und sie gerade sind es, die trotz aller historischen Anfechtbarkeit im Gedächtnis des Lesers am längsten fortleben.

Daß Hauff gerade den Lichtenstein, das auf schroffen Felsen thronende Schloß mit seinem weiten Ausblick, in den Mittelpunkt seines Romans stellte, ist sehr verständlich. Denn wie jeder Tübinger, hat auch er, der in seiner Knabenzeit und später als Stiftler in Tübingen wohnte, wie so mancher vor und nach ihm die Schönheit des Landes vom Lichtenstein aus in sich hineingetrunken. Der äußere Lebensgang Hauffs war ja der typische der Söhne Württembergs aus wenig begüterten Familien. Nach dem frühen Tode des Vaters blieb für ihn nur die kostenlose Erziehung in den theologischen Seminaren des Landes, und so besuchte er erst das niedere Seminar in Blaubeuren, dann das Stift in Tübingen, und er hat sich auch mehrere Male von der Kanzel aus in „warmen Gemütstönen" an seine Zuhörer gewandt. Aber wie sehr es ihn auch drängte, zu einer gesicherten Stellung zu kommen, um sein geliebtes Bäschen als Gattin heimführen zu können, so entschied er sich in Erkenntnis dessen, was seiner künstlerischen Entwicklung not tat, nicht für die Enge einer abgelegenen Pfarre, sondern lernte als Hofmeister im Hause des Freiherrn von Hügel Welt und Leben kennen. In dieser Zeit begann er, mit seinen Werken in einer erstaunlich raschen Folge an die Oeffentlichkeit zu treten. Der erste Teil der „Memoiren des Satans", die ersten „Märchen", „Der Mann im Monde" und „Lichtenstein" erschienen im Zeitraum eines halben Jahres. Wenn er auch mit einer ungewöhnlichen Leichtigkeit schuf, so muß er doch vieles schon vorher gedanklich ausgearbeitet haben.

Um Erfolg und Ruhm brauchte er nicht zu ringen. Seine Beliebtheit bewies ihm die viele Anerkennung, die er überall fand, als ihn eine längere Reise außer nach Frankreich und Belgien auch nach West- und Norddeutschland führte. Nach seiner Rückkehr festigte sich auch seine äußere Lage. Der damalige Buchhändlerfürst Cotta übertrug ihm die Leitung des Morgenblattes, und nun stand der Gründung des eigenen Hausstandes nichts mehr im Wege. Man hätte Hauff zu jener Zeit den glattesten Lebensweg voraussagen können, weil alle Vorbedingungen dafür gegeben schienen: häusliches Glück in dem schön gelegenen Hause an der Stadtmauer von Stuttgart, eine gesicherte Lebensstellung, Pläne für einen neuen großen Roman, der die Tirolerkämpfe des Jahres 1809 behandeln sollte und dessen Schauplatz er auf einer Wanderung durch Tirol studiert hatte. Aber so wie ein Baum oft überreich aufblüht und Früchte ansetzt, weil er seine letzte Lebenskraft noch einmal vor dem Absterben zusammen drängt, so war auch diesem Leben der Fülle ein jähes Ziel gesetzt. Hauff gehörte zu den vielen Künstlern seiner Zeit, die jung starben, zu Novalis und Büchner, Kleist und Schubert, Byron und Shelly. Wenige Tage vor seinem fünfundzwanzigsten Geburtstage riß ein Nervenfieber Wilhelm Hauff aus dem Leben. Auf dem Friedhof in Stuttgart ruht er unter einem Felsblock vom Lichtenstein. Mit seinem in der Schwermut an alte Volksweisen erinnernden Liede: „Morgenrot, leuchtest mir zu frühem Tod" hat er wie in einer Vorausahnung sein eigenes Schicksal gezeichnet.

Der Dichter Wilhelm von Kügelgen.

Zu seinem 125. Geburtstag; geboren 20. November 1802.



Wilhelm von Kügelgen, der Sohn des Malers Gerhard von Kügelgen, war ebenfalls Maler. Bekannt geworden aber ist er als Verfasser des Werkes „Jugenderinnerungen eines alten Mannes", das in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet ist und das heute noch genau so gern gelesen wird wie vor 50 Jahren.

Tempi passati!

Und wenn wir nun beisammen sind —
Mir dunkelt oft der Blick,
Möcht' weinen, daß verklungen ist, verklungen ist
Der ersten Liebe Glück!

In deinen Zügen forsch' ich bang
Nach einst'ger Flammenspur —
Es leuchtet ob erloschner Glut — erloschner Glut
Ein ruhig Lächeln nur.

Ich horche auf den tiefen Ton,
Der einst wie Glockensang
Aus dir gebebt., Verschollen ist, verschollen ist,
Was dir im Herzen klang.

Du kommst mit frohem, hellem Gruß,
Drückst flüchtig mir die Hand —
Mich dünkt, ich spür' das Zittern noch — das Zittern noch,
Da einst sie meine fand!

Die Augen, die mir Licht und Stern,
Die schau'n mich freundlich an — —
Ich weiß doch, daß ein Feuer heiß, ein Feuer heiß
In ihnen lodern kann...

Und kluge Worte spricht dein Mund,
Der weich und gütig ist —
Und hat vergessen lange schon — ach lange schon,
Daß er mich einst geküßt!

Henriette Brey.

Als Jüngling, dem das Leben nur seine hoffnungsreichen, sonnigen Seiten zeigte, als Verkörperung heiterer, lebensprühender Jugendkraft und deutscher Gemütsart, lebt Wilhelm Hauff, der „Walter Scott Schwabens", im Gedächtnis der Nachwelt fort.

Die bezahlten Zeitungsleser.

Daß jeder, der eine Zeitung lesen will, dafür eine Gebühr bezahlt, die manchmal nicht viel mehr als die Papierkosten deckt, wird wohl niemand als eine ungewohnte Erscheinung ansehen, — auch nicht in Amerika. Und doch gibt es in der neuen Welt Zeitungsleser, die ihr Blatt nicht nur umsonst erhalten, sondern auch noch für das Lesen bezahlt werden.

„Das laß' ich mir gefallen," wird mancher sagen und vielleicht wünschen, wir möchten es auch noch so weit bringen.

Ob das aber gerade gut wäre, ist eine andere Frage; denn mit den bezahlten Zeitungslesern hat es eine besondere Bewandtnis. Der Verleger der „New York Times" war es, der zuerst auf den Gedanken kam, ein Dutzend Zeitungsleser aus verschiedenen Berufsständen und Gesellschaftsschichten zu beauftragen, ihm mitzuteilen, ob in einer Nummer seiner Zeitung gar nichts gestanden, was sie besonders interessiert habe. Nun muß man wissen, daß die amerikanischen Zeitungen stets auf Sensation ausgehen. Nicht die einfache Mitteilung einer nackten Tatsache, sondern die geschickt aufgemachte

Der Preisträger des Gottfried Keller-Preises.



C. F. Ramuz,
der verdienstvolle westschweizerische Dichter, hat den Gottfried Keller-Preis im Betrage von 6000 Frk. erhalten.

Nachricht, mit möglichst vielen, auch den indiskretesten Einzelheiten aus dem Privatleben. Je grausiger oder pikanter desto besser. Und möglichst der Konkurrenz zuvorkommen — das sind die Richtlinien der amerikanischen Presse. Und mögen die Redakteure noch so pfiffig und so gerissen, und die Reporter noch so tüchtige Spürhunde sein, wenn einer von den zwölf bezahlten Lesern dem Verleger mitteilt, in der heutigen Nummer stehe nichts Gescheites, dann hat die Redaktion ihr Gehirn anzustrengen, um etwas Geeigneteres zu erfinden. Auf jeden Fall müssen der Verleger und die von ihm bezahlten Leser zufrieden gestellt werden.

Daß dies kein gesunder Zustand ist, wird bei uns wohl jeder zugeben. Dabei kann man den zu Grunde liegenden Gedanken an und für sich gar nicht als falsch bezeichnen; wohl aber die Anwendung. Es wird dem Verlag wie der Redaktion erwünscht sein, von unparteiischer Seite zu hören, ob dieser oder jener Artikel die Leser interessiert hat, ob der weitere Ausbau einer bestimmten Rubrik gewünscht wird oder nicht.

Aber man kann den „Dienst am Leser" auch übertreiben, und das geschieht tatsächlich auch in Amerika. Dort ist es schon so weit gekommen, daß man die Redaktion beinahe ganz abgeschafft hat. Vorläufig allerdings nur in einem großen Zeitschriftenverlag, denn in einer Tageszeitung, die auf schnelle Arbeit angewiesen, ist, läßt sich die Redaktion nicht gut entbehren. Der erwähnte Verlag ist die Macfadden-Gesellschaft in New York, die etwa zwanzig teils wöchentlich, teils monatlich erscheinende Zeitschriften, illustrierte Magazine u. dergl. herausgibt. Dieser Verlag beschäftigt etwa siebzig Probeleser gegen eine feste monatliche Bezahlung. Sie haben aber nicht die fertig gedruckten Nummern zu begutachten, sondern die ihnen vom Verlag unterbreiteten Manuskripte. Das erinnert daran, daß Molière seine komischen Szenen erst seiner Köchin vorlas, um die Wirksamkeit zu erproben, und daß August Scherl in journalistischen Sachen auf das Urteil eines Friseurs hörte.

Ueber die Einrichtung Macfaddens teilt Dovifat in seinem neuen Werk über das amerikanische Zeitungswesen Folgendes mit: Als Probeleser wirken Kaufmannsgehilfen, Kellner, Friseure, Eiskutscher, Nähmamsells, Schutzleute und Chauffeure. Sie werden zu einzelnen Gruppen von fünf bis sieben Personen zusammengefaßt und sagen ihre Meinung über die ihnen vorgelegten Manuskripte in Form einer Note. Nach der Durchschnittbeurteilung entscheidet dann der Verlag über Annahme oder Ablehnung. Mag ein Beitrag noch so wertvoll sein, wenn er nicht den Beifall der Probeleser gefunden hat, so wird er unweigerlich zurückgesandt. Aber auch die anderen Beiträge sind dann noch nicht endgültig angenommen. Sie unterliegen nämlich noch der Zensur eines Ausschusses von Geistlichen und eines solchen von Rechtsanwälten. Nun glaube man nicht etwa, daß die Geistlichen zugezogen wurden, weil der Verlag sonderlich viel auf Frömmigkeit hielte. Er will es nur vermeiden, daß in einer seiner Zeitschriften etwas abgedruckt wird, was ihm Unannehmlichkeiten, etwa die Entziehung des Postdebits, eintragen könnte, die für ihn natürlich von schweren Folgen wäre. Aus demselben Grunde werden die Beiträge auch von Rechtsanwälten geprüft, denn in denn Staaten der Union gelten nicht dieselben Gesetze, und man kann nie wissen, . . . Die katholischen Bischöfe haben der Geistlichkeit die Beteiligung an dem Unfug verboten, aber die Geistlichen der vielen kleinen Sekten übernehmen gern die Rolle der kirchlichen Zensoren, die ihnen bares Geld einbringt, und dafür liefern sie dem Verlag soviel Anerkennungsschreiben über den moralischen Wert seiner Zeitschriften, daß dieser sie zu Reklamezwecken zu einem ganzen Buche zusammengestellt hat.

Das ist also einer der Gipfel des Amerikanismus. Keine feinere Unterhaltung soll geboten werdenn, keine erziehende oder führende Absicht maßgebend sein, sondern nur noch die Sensationslust des „unverbildeten" Lesers. Das ist der Grund, weshalb geschäftskundige Verleger sich bezahlte Leser halten.

Vor einem solchen „Dienst am Volke" möge man uns bewahren!.

Gedenktag der Schutzpatronin der Musik. Die durch ihren Märtyrertod bekannt gewordene jugendliche römische Heilige Cäcilia, deren Gedenktag die Kirche am 22. November feiert, gilt erst seit dem späten Mittelalter als Schutzpatronin der Musik. Der Bericht, sie habe himmlische Töne und Stimmen und die Gesänge der Engel vernommen, mag dazu geführt haben. Als Heilige der Musik wird sie zuerst von Malern des 15. und 17. Jahrhunderts dargestellt, so von Raffael, wie sie dem Musizieren der Engel lauscht, von Dolci, der sie Orgel spielend darstellt und von Rubens. Ihre Verehrung durch ein Musikfest läßt sich zum ersten Male am 22. November in der französischen Stadt Evereux nachweisen. Das erste Cäcilien-Musikfest in England wurde 1683 gefeiert. Im Jahre 1687 dichtete dann Dryden seinen „Song for Saint Cecilia's Day", der durch Händels Vertonung unsterblich geworden ist. Schon die Tatsache, daß Mozart die Partitur neu bearbeitete, beweist ihre Wertschätzung. Besonders markant ist der Schlußchor mit seiner Huldigung an die heilige Cäcilia. Später gründeten sich unter dem Namen „Cäcilien-Vereine" überall Musikvereine, die den Gedenktag ihrer Patronin besonders feierlich zu begehen pflegen.

Ein großer Lutherfilm, der seine Entstehung dem Opferwillen zahlreicher evangelischer Männer und Frauen verdankt, die das Zustandekommen durch rückzahlbare Darlehen ermöglichten, geht seiner Vollendung entgegen. Sämtliche Rollen liegen in den Händen erster Künstler. Luther selbst wird durch Eugen Klöpfer dargestellt werden.

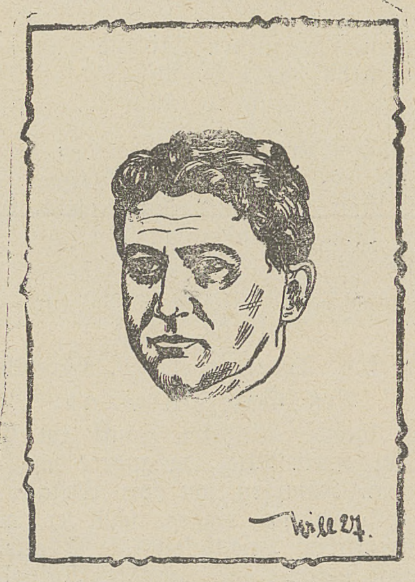
Die Rettung.

Skizze von Helene Klepetar (Wien).

Feierabend war vorüber. Die anderen Arbeiter hatten das Gerüst längst verlassen. Er kauerte auf seinem Brett in der Höhe des dritten Stocks. Nur ein paar Schritte hatte er, um zu der Leiter zu gelangen. Aber er konnte nicht. Die lang verhehlte Angst war zum Durchbruch gekommen. Er war nicht schwindelfrei. Wenn seine Kelle den Mörtel an die Mauer warf, daß er gegen die Fenster klatschte, schlug ihm das Herz gegen die Rippen. Das eine wußte er: dieser Bau war der letzte, an dem er arbeitete. Er wollte sich aufs Land verdingen, härtesten Dienst verrichten, nur nicht mehr auf Leitern und schwanken Gerüsten.

Die Kameraden hänselten: „Ein Matrose und seekrank!" Ahnten sie, was er uneingestanden litt? Gerade bei dieser Baufirma, die so unheimlich rasche Arbeit forderte. Das Gerüst war nicht sicher, das wußte er trotz aller Sachverständigengutachten. Wer nicht die Geschmeidigkeit einer Katze besaß, befand sich stets in Gefahr. Er hatte im Schützengraben gelegen, Granaten waren vor ihm geplatzt, nie aber hatte er ein so würgendes Angstgefühl gehabt wie jetzt in Dachhöhe auf dem leise zitternden Brett... Ein Schwung, ein rasches Zupacken beider Fäuste, und er war auf der Lei-

Friedrich Griese,



der hervorragende mecklenburgische Dichter, dem der Preußische Staat eine Ehrengabe gestiftet hat und dem zu Ehren im Herrenhause in Berlin vom Verband der deutschen Erzähler eine Friedrich Griese-Morgenfeier veranstaltet wird.

ter. Aber eben das gelang ihm nicht. Kalter Schweiß überrieselte ihn.

Die klammen Hände vor das Gesicht gepreßt, wartete er. Worauf? Auf das Abenddunkel, das den Abstieg noch gefährlicher machte, auf ein Uebernachten, das die Glieder erstarren ließ und ihn morgen dem Spott der Genossen aussetzte? Sollte er rufen, schreien? Vielleicht hörte ihn ein Schutzmann unten auf der Straße und rief die Feuerwehr mit dem Sprungtuch. Feigheit, elende Feigheit? Nein, nur Nerven, armselige Nerven und die Gewißheit, daß das Gerüst nachlässig aufgestellt war. Zum Teufel, wenn er abstürzte, dann war wenigstens diese tägliche Furcht vorüber, und die Baugesellschaft würde seiner Mutter schon eine Entschädigungssumme zahlen. Sowie er nur die kleinste Bewegung machte, lief ein Zittern durch die Planke. Sie war morsch. Drei Stockwerke unter ihm brannten bereits die Laternen. Sah ihn denn niemand?

Er zuckte auf. In Armesweite wurde an das Fenster geklopft. Ein helles Gesichtchen leuchtete hinter beschmutzten Scheiben, die Händchen patschten vergnügt. Es war der kleine Willi der Mietspartei im dritten Stock, der den Maueranwurf mit fröhlichem Krähen begrüßte. Erst gestern hatte er: „Mann! Mann!" gerufen, während die

Literatur

Kinderpflegerin ihn sorglich festhielt. Das Kind mit dem weichen Antlitz und dem seidigen Haar. Die Maurer hatten ihm zugenickt, und die hübsche Pflegerin hatte gelacht, daß ihre Zähne blitzten. Ihm schoß der Gedanke durch den Kopf, daß sie, wenn er sich ihr verständlich machen konnte, das Fenster öffnen würde. Dann brauchte er bloß den Arm um das Fensterkreuz zu schlingen, konnte einsteigen und durch die Wohnung das Haus verlassen, brauchte nicht Sprosse für Sprosse die Leiter hinab zu steigen. Aber er sah sie nicht, der Kleine war allein.

Da — täuschte er sich? Das Kind kletterte auf das Fensterbrett, drehte behende den Riegel auf und öffnete. Mutterseelenallein stand plötzlich der Dreijährige zwischen dem Gerüst und dem gähnenden Straßenschlund! Wo blieb die Wärterin, die pflichtvergessene? Was soll er tun? Die leiseste Gebärde konnte das Kind erschrecken, der Sturz war gewiß. Herankriechen trotz der Gefahr? Hilf Himmel, hier bebte der Mann, und dort stand ahnungslos das Kind. Es breitete die Händchen aus und winkte den weißen Tauben zu, die mit schwerem Flügelschlag gegen den roten Abendschein flatterten. Es neigte sich vor — allein noch während das Bübchen nach den Tauben langte und den dunklen, mit Kalk bespritzten Mann nicht gewahrte, hatte der sich von dem schaukelnden Brett auf das Sims geschwungen. Seine Hände krallten sich in das Röckchen des Kleinen, rissen ihn nach rückwärts. Beide stürzten über das Fensterbrett ins Zimmer hinein.

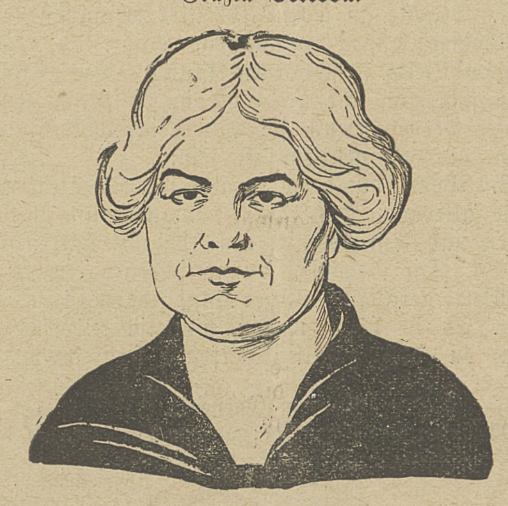
Erschrockenes Aufweinen des Kindes, röchelndes Stöhnen des Arbeiters, dumpfes Gepolter: Das Gerüst gab nach. Brett schlug auf Brett, der Tragbalken knirschte, die Leiter bog sich. Lärm auf der Straße. Im dunklen Türrahmen lehnte wie hingeweht eine Frau im weißen Kleid. „Einbrecher!" gellte sie. Das Zimmer war in eine Wolke rieselnden Kalkstaubs gehüllt. Er reichte ihr das unversehrte Kind. Sie sah ihn mit entsetzten Augen an und begriff nicht. An ihr vorüber schritt er zur Tür, gelangte ungehindert ins Vorzimmer, taumelte die Treppen hinab. Auf dem Gehsteig brach er zusammen...

Memoiren und Briefe.

Für Freunde interessanter Memoirenliteratur hat der Verlag Koehler und Amelang, Leipzig, eine Ueberraschung bereit: von einer der meist genannten Frauen um die Wende des 19. Jahrhunderts, von Elisa v. d. Recke sind Bruchstücke ihrer verschollenen Tagebücher aufgefunden worden und durch Johannes Werner im genannten Verlag herausgegeben worden. Elisa v. d. Recke (1754–1833) ist durch rege geistige Interessen mit vielen bedeutenden Menschen ihrer Zeit in Verkehr getreten, während sie andrerseits durch ihre Herkunft mit höfischen Kreisen in enger Verbindung stand. Sie wurde allgemein bekannt durch ihre Enthüllungen über den berühmten Schwindler Cagliostro, dessen gläubige Verehrerin sie zuerst gewesen war: enttäuscht verfiel sie dem gegenteiligen Extrem und fand Beruhigung in der etwas flachen Aufklärung ihres Berliner Freundes Nicolai und im verschwommenen Schwärmen von Unsterblichkeit, Tugend und Freundschaft, ein echtes Kind ihrer Zeit. Ueber das 18. Jahrhundert ist sie nie hinausgekommen und so erklären sich ihre oberflächlichen Urteile über Goethe die katholische Religion, die Mystik usw., die den heutigen Leser ihres Tagebuches befremden. Aber hinter ihren wortreichen Schwärmen von Menschenliebe stand ehrliche Ueberzeugung und stets bereiter Wille zu helfen, die sie ernster und bedeutender erscheinen lassen als ihre ebenfalls berühmt gewordene Schwester, die Herzogin Dorothea v. Kurland. Ein Bild ihres Seelenlebens ist das Tagebuch, zugleich ein Bild der ganzen Zeit: es führt u. a. an den preußischen Hof, wo gut gesehene Portraits König Friedrich Wilhelm II. und der Favoritin Gräfin Dönhoff gezeichnet werden, an den Warschauer Hof unmittelbar vor dem polnischen Zusammenbruch, nach Hamburg und Holstein zu Klopstock. Voss. Matthias Claudius, nach Dresden zur Familie Körner, diese wenigen Namen genügen um die Vielseitigkeit ihrer Beziehungen zu zeigen, die das Buch für jeden, der an jener bedeutsamen Epoche teilnimmt zu einem wertvollen Geschichtbuch macht. --

Der gleiche Verlag hat eine wohlfeile Volksausgabe (2.85 RM) der Lebenserinnerungen Wilhelm v. Kügelgens veranstaltet, die unter dem Namen „Ein Meister des Lebens" von Paul Siegwart v. Kügelgen herausgegeben wurden. Der Verfasser der „Jugenderinnerungen eines alten Mannes" hat sich einen dauernden Platz in der deutschen Literatur erworben und die zahllosen Freunde des „alten Mannes" werden in diesen Familienbriefen der Jahre 1840–67 aus Ballenstedt, wo Wilhelm v. Kügelgen als Hofmaler, treuer Gefährte des geisteskranken Herzogs und Ratgeber der Herzogin die längste Zeit seines Lebens mit seiner Familie verbrachte, eine wertvolle Ergänzung finden.

Die diesjährige Nobelpreisträgerin Grazia Deledda.



Der diesjährige Nobelpreis für Literatur ist der italienischen Dichterin Grazia Deledda erteilt worden. Man wird über die Wahl einigermaßen erstaunt sein. Selbst die Schweden sind nicht damit zufrieden. Dagens Nyheter schreibt ganz richtig: „Irgend eine merkbare Einwirkung hat die europäische Literatur und Gedankenwelt durch Grazia Deledda nicht erfahren. Es gab doch eine Menge Namen, unter denen man wählen konnte: Mereschkowski, Gorki, Thomas Mann, Sigrid Undset, Galsworthy und Wells, ganz zu schweigen von den eigenen Landleuten der Preisgekrönten Ferrero und Pirandello."

Adelheid Wildermuth veröffentlicht die Briefwechsel zwischen ihrer Mutter, der bekannten Schriftstellerin Ottilie Wildermuth und Justinus Kerner, (1850—62), der im Verlag Eugen Salzer, Heilbronn, erschienen ist. (Preis geh. 4 RM.). Der Briefwechsel setzt ein, als der Dichter bereits schwer leidend durch den Tod seines „Rickele" im Tiefsten getroffen war und die Schreiben der Tübinger Dichterin voll von warmer Teilnahme schlichter Frömmigkeit und feinem Humor ihm Trost und Aufheiterung brachten. Das stille Buch läßt eine versunkene Welt wieder lebendig werden und wird umso mehr Freunde finden, als der alte schwäbische Romantiker und Geisterseher Kerner durch die Zeitströmung wieder mehr in den Vordergrund gerückt ist und die mütterliche, gesunde und liebenswerte Persönlichkeit Ottilie Wildermuths besonders anziehend aus diesen Briefen spricht.

Eine andere Welt, aber für die Gegenwart von höchster Wichtigkeit, tut sich auf in den Memoiren der russischen Revolutionärin Wera Figner, die unter dem Titel „Nacht über Rußland" im Malikverlag, Berlin, erschienen sind. Im ersten Teil schildert sie merkwürdig kalt, nüchtern, sachlich ihre Jugend — sie stammt aus angesehenem Beamtenhaus — ihre Studienzeit in der Schweiz, wo sie von sozialistischen Ideen durchdrungen wird, und ihre revolutionäre Tätigkeit in den 70. und 80-er Jahren, die durch die Ermordung Alexander II. einen Abschluß findet. Sie wird zum Tode verurteilt, aber zu lebenslänglicher Haft in der Festung Schlüsselburg begnadigt. In der Schilderung dieser Gefangenschaft vollzieht sich deutlich spürbar eine innere Wandlung, mit unendlicher Wärme und Liebe hilft sie das Leiden ihrer Mitgefangenen tragen, von denen eine Anzahl wahnsinnig werden, andere Selbstmord begehen, die meisten an Tuberkulose langsam dahinsiechen. Es gibt auf diesen Seiten Stellen, wo unter dem aus dem Westen hergenommenen Panzer von ödem Materialismus das russische Herz schlägt, hingabefähig, voll Selbstverleugnung und religiöser Opferglut. Die Art, wie Wera von ihrer Mutter spricht, die gegen den Willen der Tochter ihr sterbend die Begnadigung erwirkt, und viele andere kleine Züge beweisen, wie wenig diese durch das Leiden gereifte Frau eigentlich in das neue Rußland hineingehört. Einige sehr vorsichtige Wendungen des Vorwortes, in dem die Verfasserin kurz ihr Leben seit ihrer Befreiung skizziert, lassen erraten, wie erschütternd die bolschewistischen Bürgerkriege auf sie wirkten. Die Greisin selbst hat sich schon viele Jahre von der Politik abgewandt und arbeitet in Hilfswerken und auf kulturellem Gebiet in Moskau.

Aphorismen.

Von Wolfgang Federau.

Alle Kraft zum Leiden erwächst aus — dem Leiden.

*

Weder durch reichliches Futter noch durch Hunger kann man ein Huhn zwingen, Eier zu legen.

*

Dies ist eine der traurigsten Erfahrungen: daß wir oft von jenen verstanden werden, die uns gleichgültig sind, und daß gerade derjenige uns gründlich mißversteht, an dessen Verständnis für unser Denken und Handeln uns am meisten liegt.

*

Man ist noch kein Dichter, wenn man es versteht, aus jeder Zeitungsnotiz einen Roman und aus jedem Flirt ein Gedicht zu machen.

*

Jeder Mensch wird schön, wenn er es sein will — für einen Anderen!

*

Nicht jeden Esel erkennt man an seinen langen Ohren.

Jungdeutsche Kulturgemeinschaft. — In Polen wurde eine Jungdeutsche Kulturgemeinschaft ins Leben gerufen. Die Organisation, die außerhalb jeder politischen Betätigung stehen will, hat den Zweck, die deutsche Jugend in Polen zu tüchtigen Deutschen zu erziehen. Dies soll erreicht werden durch Veranstaltungen von Unterrichtskursen, Vorträgen, Gründung von Büchereien und Lesehallen, Wanderbüchereien, durch Sport und Spiel, Wanderungen. Auf der Gründungsversammlung war die studierende Jugend stark vertreten. Jede Landsmannschaft an einer deutschen Hochschule sowie jede Vereinigung von deutschen Studenten aus Kongreßpolen an einer polnischen Universität wird einen Vertreter in den Vorstand der Kulturgemeinschaft entsenden.

Theater

Der Gast aus dem Jenseits.

Komödie in 3 Akten von Zygmunt Nowakowski. Uebersetzt aus dem Polnischen von Dr. Herbert Furreg.

Der Aufbau dieser Komödie ist schleppend, ermüdend, was dem Umstand zuzuschreiben ist, daß der vom Autor behandelte Stoff, der Grundgedanke, gerade ausreichend wäre für einen Einakter. Denn für mehr als eine knappe Skizze aus dem Alltag reicht der Stoff nicht aus. Ein zerfahrener, hochstappelnd irrlichtender, seelisch haltloser, verbrauchter, die Charakterlosigkeit vor sich selbst und den seichten Menschen, in deren Dasein er hereinplatzt, durch suggestive Mittel, durch Tyraden und Temperamentexplosionen bemäntelnder junger Mann, versucht sein wertloses Leben wegzuwerfen. Da ihm dies nicht gelingt, lebt er sich in weiteren Charakterlosigkeiten (Verhältnis mit Stiefmutter und Stieftochter, seinen Pflegerinnen) aus und kehrt — seiner Charakterlosigkeit getreu — in den Alltag, zu Weib und Kind, zurück. Das Herauswachsen dieser Figur aus seelischen Erschütterungen muß sich aber der Zuhörer selbst ausmalen. Die — allerdings flott geführten, aber recht gehaltlosen — Vorgänge auf der Bühne meißeln sie nicht in charakteristischen Strichen heraus, erst das Handeln im Endeffekt. Auch die Nebenrollen wenig wertvolle Typen aus dem Alltag.

Daß ein Theaterfachmann an der Arbeit ist, erkennt man gewiß sofort an der meisterhaften Auswertung aller theatralischen Effektmöglichkeiten, reich durchsetzt mit boshaften Hieben nach rechts und links, die immer auf dankbare Aufnahme rechnen können. Das ergab einen Achtungserfolg für den Autor.

Gespielt wurde — wie immer — flott, mit Hingabe und daher glänzendem Erfolg für die Darsteller.

Vera Vergani.

Rom, im November.

Von allen italienischen Schauspielerinnen, die ich bis jetzt gesehen habe, gefällt sie mir am besten, denn sie hat alle Vorzüge, und wirklich keinen Fehler. Sie ist jung, schön, intelligent, gebildet, ein großes eigenartiges Talent, von einer erstaunlichen Natürlichkeit auf der Bühne und im Leben, und dabei so bescheiden, wie es heutzutage kein junges Mädchen ist, das nichts leistet und nichts kann.

Sie hat jetzt in Deutschland durch Monote Regie studiert, ist begeistert vom deutschen Theater, das sie vollkommen verstanden hat, und führt jetzt bei ihrer Truppe selbst Regie. Diese Truppe, aus lauter wirklich guten Künstlern zusammengestellt, leistet im Zusammenspiel Vorzügliches, und die Regie ist einwandfrei, ein in Italien fast einziger Fall, Bragaglia ausgenommen. Ich sah von der Gesellschaft Vergani, die unter der Leitung des berühmten Dichters Dario Nicodemi steht, ein harmloses Lustspiel „Das Geschenk der 3 heiligen Könige“ von Zargi. Das Theater war ausverkauft, wie immer, wenn es in Rom etwas wirklich Künstlerisches zu genießen gibt, denn man tut dem römischen Publikum bitter unrecht, wenn man sagt, „hier geht niemand ins Theater!“ Dieses Publikum, das viel gesehen hat, ist nur sehr streng. Leider ist die Gesellschaft Vergani fast nie in Italien, sondern fast immer in Amerika. Auch in Deutschland war sie noch nicht, ich habe Fräulein Vergani aber sehr zugeredet, nach Deutschland zu gehen, weil ich glaube, daß sie dort sehr gefallen würde. In dem Stück, in dem ich sie sah, waren einige recht gewagte Scenen, im ersten Akt, der in einem öffentlichen Hause spielt und im zweiten die Scene, in der ein Arzt eine schwangere Frau auf der Bühne untersucht, aber durch das feine Spiel wurde alles so gemildert, daß es nicht störte. Man muß nur sehen, wie die Vergani den Ausbruch der Verzweiflung des Mädchens aus dem niedrigsten Volk, der kleinen Cocotte herausbringt, als sie der Besitzerin des Hauses mitteilen muß, daß sie ein Kind erwartet und dann die schüchterne Freude, als einer ihrer älteren Liebhaber ihr sofort eine Wohnung anbietet und alles, was sie braucht, weil er sich Vater des zu erwartenden Kindes glaubt. Und im 2. Akt, wie sie ihr tolles Leben fortsetzen möchte, aber durch die Unbehagen der Schwangerschaft davon abgebracht und zu der stillen Mütterlichkeit geführt wird. Sie hat keine Aehnlichkeit mit der Duse, ist ganz modern, gerade für die allerneuesten Stücke wie geschaffen, weil sie Effekte herausarbeitet, aber mit edlen Mitteln, vor Gewagtem nicht zurückschreckt, aber es nicht unnötig unterstreicht. Ihre Hände sind Feenhände, sie weiß Blumen in Vasen einzuordnen, wie die Größten vor ihr. Sie spielt die ganze Skala weiblicher Figuren von der Prinzessin bis zur Dirne und das Höchste ist ihr so nah wie das Niedrigste.

M. Mankiewicz.

Richtschnur für Theaterbesucher.

1. Trachte an jedem Theater wenigstens einen Schauspieler kennen zu lernen, damit du überall um Freibilletts schnorren kannst. Die Künstler freuen sich, von dir recht oft in Anspruch genommen zu werden, denn sie haben ja nichts anderes zu tun, als dir gefällig zu sein.

2. Wenn du dann gratis im Theater warst, erzähle allerorts, daß der Zuschauerraum halbleer gewesen und kein Mensch voll bezahlt hätte. Auch du nicht. Dir — mußt du versichern — wäre das Freibillett geradezu aufgedrängt worden!

3. Es ist höchst unfein, pünktlich zu erscheinen, Wenn du dich zufällig verfrüht hast, warte bis der Vorhang hochgegangen ist, und dann tritt erst in den dunklen Zuschauerraum. Stolpere und besteige fremde Füße! Das hebt die Stimmung.

4. Bei der dritten Szene des ersten Aktes mußt du bereits zu schimpfen beginnen. Nenne das Stück laut einen albernen Kohl und murmle: „Am liebsten ginge ich jetzt schon hinaus!“

5. Von den Darstellern hast du alles eher als entzückt zu sein. Erzähle deinem Nachbar, daß die Naive bereits deiner Großmutter auf die Nerven gefallen wäre. Der einzige ernstzunehmende Künstler soll für dich der Komiker sein.

6. Warte mit dem Husten, bis eine stimmungsvolle Szene gespielt wird. Dann aber belle drauflos. Wenn du geschickt bist, animierst du damit die übrigen Zuschauer, und durch dein gutes Beispiel kann jedes Stück zu Tode gehustet werden.

7. Wenn sich im letzten Akt die Paare kriegen, sage verdrießlich: „Na endlich!“ und fliehe in die Garderobe. Bedenke, daß der Autor schon bei der Niederschrift daran gedacht hat, daß die Schlußszene nur noch vor davonlaufenden Rücken gespielt werden wird.

8. Applaudieren ist Sache des Pöbels. Wenn du als Mann von Welt gelten willst, mußt du ein möglichst blasiertes Gesicht machen und darfst nicht in die Hände klatschen. Dir imponiert nichts! Du hast gottlob schon genug gesehen in deinem Leben.

9. In der Garderobe mußt du so tun, als ob du allein auf der Welt wärest. Die anderen drängeln und stoßen ja gerade so wie du.

10. Wenn du einmal die irrsinnige Idee hast, dir ein Theaterbillett kaufen zu wollen, kehre an der Kassa um und ereifere dich über die unverschämten Preise. Wie der Direktor die hohen Gagen und die Steuern bezahlen soll, bekümmert dich nicht! Zerbrich dir nicht seinen Kopf!

Andrew Carnegie.

Zum 90. Geburtstag Carnegies; geboren 25. November 1837



Der 1919 verstorbene amerikanische Stahlkönig Andrew Carnegie, einer der bedeutendsten und großzügigsten amerikanischen Großindustriellen und Finanzgenies, hat von seinem Riesenvermögen über 200 Millionen Dollar für Kunst und Wissenschaft gespendet. Vor allem hat er das Carnegie-Institut gegründet, das Kunst und Wissenschaft in Amerika vor vollkommen neue Möglichkeiten gestellt hat und das Forschen auf allen Gebieten so unterstützt, daß sie ihre Arbeiten materiell unabhängig durchführen können.

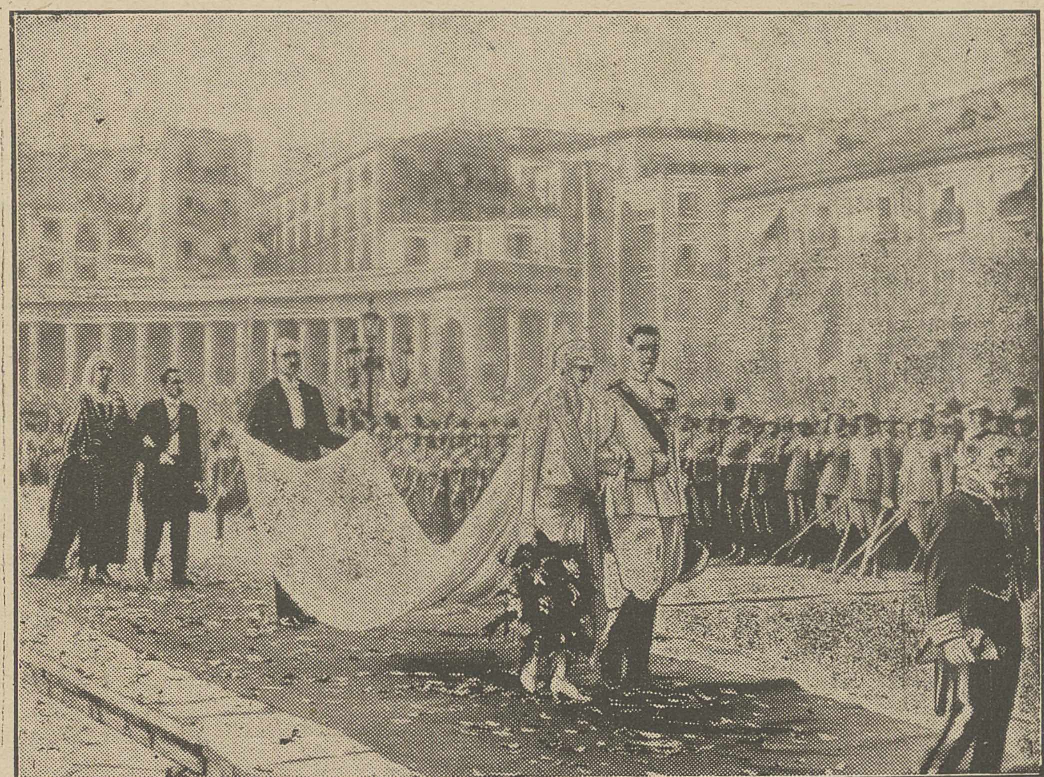
Theater-Nachrichten.

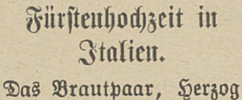
In Göttingen fand anläßlich der Philologentagung im Stadttheater eine Aufführung zweier Dramen der ersten deutschen Dichterin, der Nonne Roswitha von Gandersheim statt. Von den beiden 1000 Jahre alten Stücken wirkte namentlich die Geschichte der „Klausnerin Maria“ auch heute noch ergreifend.

„Die Wupper“. Else Lasker-Schülers Drama „Die Wupper“, das im Berliner Staatstheater mit ausgezeichneter Besetzung unter einer Höchstleistung der Regie und hervorragenden Bühnenbildern gespielt wird, ist, obgleich eine dramatische Verwickelung kaum vorhanden, vieles nur angedeutet ist, von starker Wirkung. Aber welch bittere Anklage! Was für Menschen müssen Else Lasker-Schülers Weg gekreuzt haben, daß sie solche Typen schuf! Die niederträchtige Alte; das krankhafte, verführte Kind; die lüsterne rohe Tochter; die weltgewandte Mutter und deren zwei Dienstmädchen: die für alle arbeitende Amanda. Viel Not, Elend, Streit Schlechtigkeit; bittere Anklagen gegen Moral, Sitte, Reichtum und die kirchlich Gläubigen; der Schluß — alles offenlassend — tief traurig durch den reinen und gütigen, sterbenskranken und in allem betrogenen Idealisten Eduard, der vor Edel, Kummer, Leid und Enttäuschung seine Augen schließt und das Gesicht mit den Händen verdeckt, wortelos, zerbrochen. Ein Drama, das an vieles rührt, vieles im Beschauer aufrührt, die Bitternis des Lebens zeigt und kaum einen versöhnenden Klang, keinen Hoffnungsblick schenkt.

Roda-Roda und Rudolf Lothar haben einen dreiaktigen Schwank „Die ersten Sporen“ vollendet.

Am 1. Dezember findet am Berliner Theater die deutsche Uraufführung des amerikanischen Lustspiels „Knockout“ von James Gleason und Richard Taber, deutsch von Artur Rundt, statt. Das Stück bringt im zweiten Akt einen Boxkampf auf die Szene. Die Sportkomödie, in der Max Adalbert die Rolle eines Trainers gibt, wird, mit diesem Künstler als Gast, auch in Wien zur Aufführung gelangen.





Fürstenhochzeit in Italien.

Das Brautpaar, Herzog Amadeo von Apulien und Anna von Bourbon, Tochter des französischen Thronprätendenten Herzogs von Guise, beim Verlassen der Kirche auf dem Wege zum Königspalast.

Ministerialdirektor Dr. Ernst



vom Reichsfinanzministerium wurde für die bevorstehenden Handelsvertrags-Verhandlungen mit Polen in Aussicht genommen.

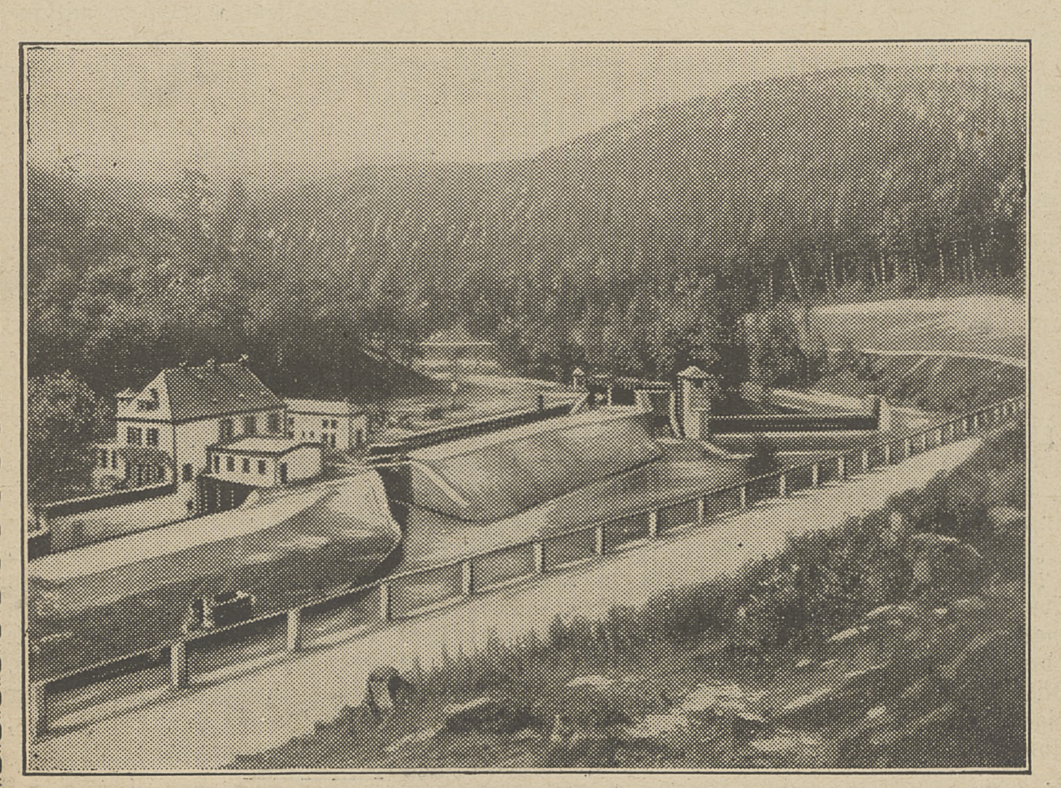
Südslavisch-französische Freundschaft.

Die Außenminister der beiden Länder, Marinkowitsch und Briand, nach der Unterzeichnung des Bündnisvertrages.



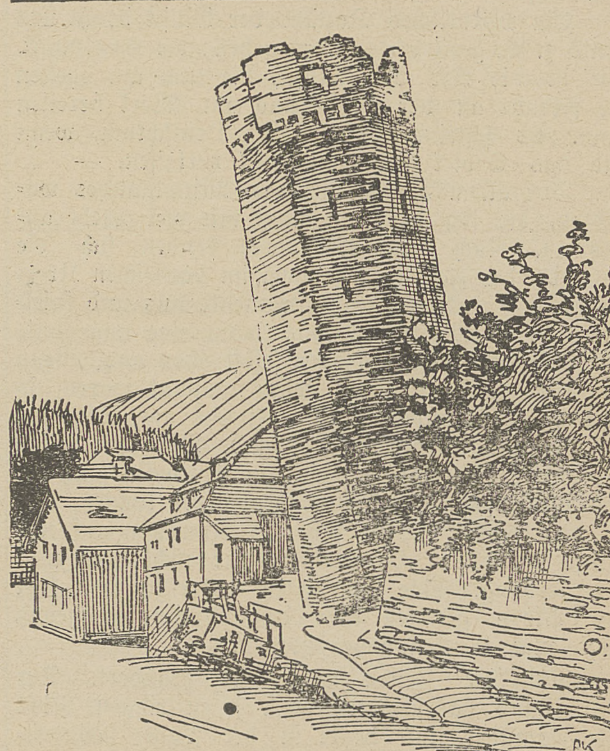
Ein Meisterwerk neuzeitlicher Technik.

Das Trier Kyllwerk. In Trier geht jetzt das der Stadt gehörige Kyllwerk des Trier-Elektrizitätswerkes seiner Vollendung entgegen. Es stellt ein Meisterwerk neuzeitlicher Technik dar, denn es arbeitet vollkommen unabhängig von jeder menschlichen Arbeitskraft und Wartung. Das Werk wird in nuunterbrochenem Tag- und Nachtbetrieb Strom liefern. Es paßt sich allen Wasserständen und Zuläufen der Kyll ohne besondere Wartung an, indem Schwimmeinrichtungen den Wasserspiegel im oberen Wasserlauf kontrollieren und bei Veränderungen des Zulaufes das Walzenwehr durch elektrische Hebeeinrichtungen heben oder senken. Bei Störungen im stromzuführenden Netz oder bei eintretender übergroßer Erwärmung der Maschinenlager lösen Automaten die Steuer- und Schalteinrichtungen aus und die Anlage wird selbsttätig zum Stillstand gebracht





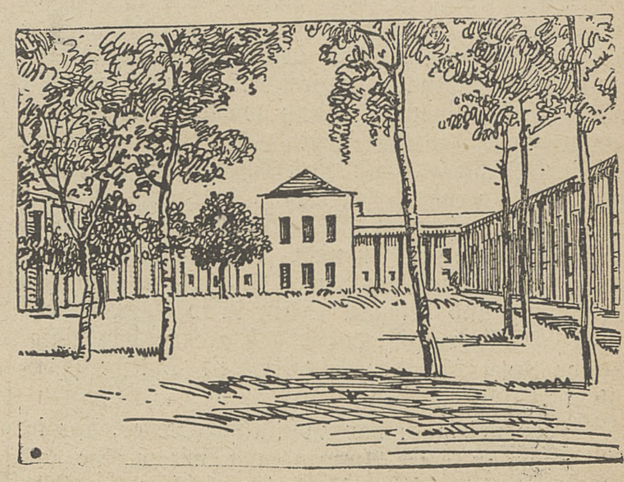
Ein schiefer Turm auch in Deutschland.



Der schiefe Turm in Dausenau. Ein alter Wehrturm im Dorfe Dausenau bei Bad Ems.



Sächsische Landesschule für Kriegerwaisen in Klotzsche bei Dresden.



Die Sächsische Landesschule für Kriegerwaisen ist feierlich eingeweiht worden. Sie ist in den Räumen der früheren sächsischen Kadettenanstalt untergebracht worden.

Musik

Was ist aus der Hausmusik geworden.

Von Gerhart Krause (Danzig).

Das rasende Tempo der Zeit ist uns gefährlich geworden. Vor allem ist es ein böser Feind des innerlichen Menschen. Es raubt ihm jede Ruhe, jede Sammlung. Wir werden vom Tempo unserer Zeit getrieben und wissen nicht: wohin. —

Wir wollen einmal ganz ehrlich sein: ist es einem heutigen, modernen Menschen noch überhaupt wirklich möglich, ein Gemälde in ruhiger Anschauung mit allen Augen des Kopfes und des Herzens zu betrachten, ein Buch, innerlich überdenkend und lösend zu lesen, ein Gedicht in sich völlig aufzunehmen und zu verarbeiten? Es wird schwer halten!

Wir entfernen uns zu sehr und zu rasch von der Zeit der Empfindung. Es geht uns in allem so. Die alten Meister hinterlassen im Augenblick des Hörens oder Lesens keine gleich starke Wirkung wie früher. Die Aufführungen klassischer Werke langweilen uns oft. Mit der Musik geht es uns bisweilen genau so, wenn sie unserem heutigen inneren Tempo, das sich ungeheuerlich beschleunigt hat, nicht entspricht.

Ein wesentliches Kapitel der Musik droht uns heute z. B. ganz verloren zu gehen: die Hausmusik. Sie ist die Art von Musik, die uns am ehesten die Freude an der Musik und am Werk bereiten kann. Es schwindet ein Stück Deutschtum, wenn wir das Gebiet der Hausmusik verlassen.

Vor allem die Kreise des Mittelstandes waren es, die sich der Hausmusik mit viel Liebe annahmen. Nach dem Abendbrot fanden sich die Freunde der Familie irgendwo im häuslichen Kreis zusammen, packten ihre Instrumente aus und spielten. Dieses Musizieren löste dann eine ungeahnte Befriedigung im Spielenden selbst schon aus. Wenn auch die Leistungen oft sehr minimal waren, so war es doch immerhin die Freude am Schaffen, die den Ausführenden genug gab. Man hat selten bei diesen Dilettanten, die aus Enthusiasmus an der Musik zusammenkamen, beobachten können, daß sie den Ehrgeiz hatten, sich mit Künstlern auf eine Stufe zu stellen. Das war ja gar nicht der Zweck der Uebung. Eine Konkurrenz wäre ja weit fehl am Platze gewesen und den Dilettanten gewiß nicht zum Vorteil ausgeschlagen. —

Nun, die Zeiten haben sich geändert. Der Mittelstand hat schwerer denn je zu ringen. Nicht alle Familien sind heute in der Lage, beispielsweise ein Klavier aufzubringen oder ein Cello zu beschaffen. Der musikalische Unterricht ist heute auch nicht mehr so ganz billig, die Lehrenden sind sämtlich organisiert und „Ausnahmepreise" für Schüler gibt es nicht, sodaß sich eine Familie nicht immer gleich entschließen kann, ihren Kindern musikalischen Unterricht angedeihen zu lassen.

Aber selbst in den musikalischen Kreisen ist ein Abflauen der Hausmusik zu beobachten. Die Abende, die früher hiefür bestimmt waren, werden zu anderen Zwecken verwendet. Die Hausmusik mußte der Salonmusik Platz machen. Streichquartett und Trio werden nicht mehr so gern gehört, und in Gesellschaft zieht man Chopin, Liszt und namentlich Opernfantasien als Vortragsstücke einer kammermusikalischen klassischen Darbietung vor, wenn auch diese Komponisten nicht schon dem Jazz ihren Platz einräumen mußten. Jazzschlager machen Stimmung und bringen Leben in die Bude, sagt man sich und vergißt dabei, daß gerade das lässige Schlagerspiel für den leichtfertigen Spieler schädlich ist.

Kurz und gut: das musikalische Leben, das im Großen ja in einer Umwandlung, wie wir sie noch nicht hatten, begriffen ist, hat auch hier, im Kleinen, Aenderungen erfahren. Es fehlen nicht nur der Sinn und die Lust für die Musik allein, sondern für die Häuslichkeit überhaupt. Unsere Kultur ist zu äußerlich geworden und fremd jeder Einkehr. Das Laute, die Masse hat das Wort. Und der Stille, sich auf sich selbst Besinnende, geht in den Wogen der jazzgetränkten, eilenden Zeit völlig unter. Man sieht es ja an allem und jedem: die Technik redet in großen Tönen.

Das Radio nimmt überhand. Auch in ihm hat die Kammermusik, wie im Konzertsaal, ihr Betätigungsfeld gefunden. —

Nun besteht aber noch immer eine Hoffnung. Die moderne Schule wendet sich heute mehr denn je der Musik zu, indem sie nicht nur mehr Gesangstunden in ihre Lehrpläne aufnimmt, sondern auch Musikgeschichte lehrt und die Schüler und Schülerinnen auf ihre musikalische Befähigung prüft und die Eltern bewegt, den Begabten einen ordentlichen Musikunterricht, in welchem Fach es auch sei, angedeihen zu lassen. — In den Oberstufen hat man Schülerorchester gebildet, deren Hauptaufgabe es ist, der volkstümlichen Hausmusik wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen. Die Pflege der deutschen Hausmusik, die uns innerlich bereichern und die Freude an der Musik, an dem Schönen überhaupt, weiter anregen soll, wird also auf dem Wege über die Schule wieder gefördert.

Die heutige Krise, die sich, wie gesagt, in allem bemerkbar macht, wird auch überwunden werden, indem wir uns die Innerlichkeit bewahren, die uns zu den Quellen des Daseins, der wahren, befreienden Kunst zurückführt und uns die Hausmusik wieder schenken wird, die doch einen wesentlichen Bestandteil des deutschen Musiklebens bedeutet.

Orchesterkonzerte.

Opernmusik von Schreker und Pfitzner neue Orchesterlieder unter Hegers Leitung. — Eine neue Komposition von Respighi.

Eigentümlich würfelt und waltet der Zufall. Schreker und Pfitzner, die als Kämpen gegensätzlicher musikalischer Weltanschauungen noch vor wenigen Jahren stürmisch gegeneinander gehetzt wurden, stehen heute mit ihren Schöpfungen in einem Programm friedlich nebeneinander, und es zeigt sich, daß ihre Musik unter der gleichen Sonne gereift ist. Die stilistischen Züge, die den Schöpfungen einer gemeinsamen Zeit innewohnen, sind — aus entsprechender Ferne gesehen — so stark ausgeprägt, daß sie die individuellen Physiognomien zwar nicht verwischen, aber doch verwandt erscheinen lassen. Die Art des Aufbaues, der Sequenzenrückung, der zwischen den Tonarten schweifenden Akkordik kommt bei Schreker sowohl wie bei Pfitzner von Wagner her; beide wollten Neuland erobern und kommen, gar nicht weit voneinander ans entfernte Ufer.

Das Vorspiel zu den „Gezeichneten" von Schreker ordnet sich trotz der impressionistischen Anlage recht gut in die Form ein; es bewährt sich als interessantes Stück. Heger stellte es in seinem letzten Wiener Orchesterkonzert unmittelbar neben Orchesterlieder und die Orchestervorspiele zu „Palestrina" von Pfitzner. Die Lieder hat Pfitzner erst vor kurzem komponiert: „An den Mond" von Goethe und „Lethe" von Konrad Ferdinand Meyer. Er hat in ihnen nicht den Wurf und die Stimmungseinheit seiner früheren Lyrik erreicht. In der Singstimme zieht er die Deklation nach, ohne den poetischen Inhalt in eine große melodische Wölbung einzukomponieren. Die kleinen tonmalerischen Verzierungen zum „Rauschen des Flusses", zum „Flüstern der Melodien" machen erst recht deutlich, wie Pfitzner in dem herrlichen Gedicht Goethes, das eigener innerer Musik so voll ist, nur die Worte komponiert hat, nicht die Gedanken- und Gefühlsfülle.

Die drei Orchestervorspiele zu „Palestrina" hat Pfitzner selbst für den Konzertgebrauch eingerichtet, doch auch sie bleiben trotz ihrer reichen und edlen Thematik infolge ihrer sequenzartigen, nicht (im kompositorischen Sinn) durchgeführten Anlage und Steigerung an die Szene gebunden; so offenbaren sie bei höchstem Ideenschwung eine innere Formlosigkeit, die sich mit der impressionistischen Kompositionsweise Schrekers berührt. Als Haupt- und Krönungsstück des Konzertes führte Heger die erste Symphonie von Brahms auf, in allen Einzelzügen gedankenklar, in den Klängen äußerst fein getönt, aber durchwegs um einige Grade zu rasch, so daß die tragische Wucht der Symphonie minder wuchtig, ihre Dramatik minder dramatisch schien.

„Pini di Roma", symphonische Dichtung von Ottorino Respighi, die Professor Nilius im zweiten Konzert der Wiener Tonkünstler aufführte, ist ein geistreiches, klangsprühendes Stück. — Die Stimmung im Pinienpark der Villa Borghese zu schildern, in dem Kinder Krieg führen und Schwalben zwitschern, vor den Katakomben, in der Vollmondnacht auf dem Janiculum und auf der von Pinien umsäumten Via Appia, der stolzen Kriegsstraße Roms; das nimmt Respighi als Vorwurf für vier Sätze einer Symphonie, die ohne Pause aneinander geschlossen sind. Respighi ist ein witziger Kopf und hat eine gelenkige Hand. Eigenartig in der Realistik kakophoner Klänge ist der erste Satz, der dritte, ein träumendes Notturno hat aparte Linienführung.

E. B.

Deutsche Sängererfolge in London.

Ein englischer Kritiker über deutsches und italienisches Singen.

Lange Zeit war man in England der Ansicht, — und oft genug konnte man früher dieses Urteil in der englischen Presse lesen —, daß „die deutschen Sänger nicht singen können". Sie verwechselten Schreien und Singen, hieß es, und die Vergleiche, die man zwischen den deutschen Gesangbarbaren und den italienischen Meistern des Bel canto zog, waren wenig schmeichelhaft. Dieses Vorurteil, das sich so lange erhalten konnte, ist nun endlich gebrochen, dank der großen Eindrücke, die der großen Oper in Covent Garden zu danken sind. Hier bot sich die Gelegenheit, deutsches und italienisches Singen nebeneinander zu hören, da deutsche Künstler auch in einigen italienischen Opern mitsangen. Ein Urteil des bekannten britischen Musikkritikers, Ernest Newman, enthält folgende Stellen: „Das Ergebnis des Nebeneinandersingens", so schreibt er, „war, daß das deutsche Singen das italienische meist grausam bloßstellte. Niemand, der Gehör oder musikalisches Gefühl hat, konnte verkennen, daß die besten der deutschen oder verdeutschten Sänger, die wir in den letzten Jahren hörten, wie Lehmann, Schumann, Rothberg, Ivogün, Onegin und Leider, um nur ein paar zu nennen, ungleich besser singen als selbst die besten der italienischen, italienisierten Sänger, die wir hatten, und zwar in italienischer Musik nicht weniger als in deutscher. Es mag bessere Sänger in und aus Italien geben, als wir in letzter Zeit hörten; ich spreche aber nicht vom italienischen Singen im Abstrakten, sondern im Konkreten, wie wir es während der letzten Jahre in Covent Garden hörten. Das beste Singen und bei weitem das intelligenteste Spielen, das wir während der letzten drei Jahre in den italienischen Opern hatten, kam von den Deutschen — so um nur ein paar Beispiele zu geben, die Desdemona von Lotte Lehmann, die Aida von Elisabeth Rethberg, die Azucena der Olszewska, die Gilda der Ivogün vor zwei Jahren, die Amneris der Sigrid Onegin."

Film

Geschichten aus dem „Goldenen Westen".

Man kommt nicht ohne Romantik aus. Wir sind ja so nüchtern, und sachlich geworden, weil die Zeit es verlangt. Aber wir brauchen die Entspannung durch die Romantik, ob es nun die Liebesromantik, die Detektivromantik oder die Wildwestromantik ist. Was uns das reale Leben versagt, muß uns das Buch oder der Film geben.

Lederstrumpferzählungen und Karl May-Geschichten werden heute noch mit ebenso großer Begeisterung gelesen wie in unserer Jugendzeit. Jene Mischung von Tollkühnheit, Sensation, Spannung und Sieg der gerechten Sache ist so erfrischend und jung, daß man schon sehr kalt und gleichgültig sein muß, um sich ihr zu entziehen.



Natürlich ist es von Vorteil, wenn der Held nicht nur durch seinen Mut und seine verwegenen Künste, sondern auch durch sein sympathisches Aeußere und seine Eleganz und Jugend die Herzen gewinnt. Alle diese Vorzüge vereinigt Ken Maynard, der einundzwanzigjährige Cowboy-Star der First National. Ken Maynards erster großer Film „Postexpreß in Gefahr" (Overland Stage) erregte in Amerika, das mit Wildwestfilmen reichlich versorgt ist, berechtigtes Aufsehen. Sein weißes Pferd Tarzan, von dem er unzertrennlich ist, verrichtet unter der Führung seines Herrn Wunderdinge. Ken Maynard bewältigt wirklich lebensgefährliche Situationen mit einer Leichtigkeit und schon allein die Anmut und körperliche Gewandtheit dieses Wildwestdarstellers machen jeden seiner Filme sehenswert. Weitere große First National-Filme, in denen Ken Maynard die Hauptrolle spielt, sind „Der Desperado von Sonora" (Somewhere in Sonora) und „Der Tiger von Cattleo" (The unknown cavalier). In jedem dieser Filme weiß er von neuem zu überraschen. Keine Gefahr ist ihm zu groß, keine halsbrecherische Aufgabe zu schwierig.

Kathleen Collins, der anmutige First National-Star, spielt in beiden Filmen seine Partnerin. Das Zusammenspiel dieser beiden Künstler ist unbedingt eine Augenfreude.

Der Wildwest-Film im allgemeinen ist zwar seines Publikums sicher, aber nur eines bestimmten Publikums. Die Wildwestfilme mit Ken Maynard bilden eine Klasse für sich und lassen jeden Zuschauer, den primitiven, und den verwöhnten, ihrer Sensationen und ihrer vollendeten Darstellungskunst wegen auf seine Rechnung kommen.

Der Tag der Dame.

Von Clara Bow.

Die 19jährige Künstlerin, die sozusagen über Nacht zu einem der populärsten Stars am Filmhimmel avancierte, und langjährig für die Paramount verpflichtet ist, gilt jenseits des großen Teiches auch als tonangebend für modische Eleganz. Wir sind in der Lage, unseren Lesern nachstehenden Originalbeitrag der Künstlerin zugänglich zu machen.

Die Mode ändert sich garnicht so schnell, wie uns die mißgünstigen Männer einzureden versuchen. Die Linie bleibt sich im großen und ganzen gleich, nur einige kleine Variationen lassen das Abwechslungsbedürfnis auf seine Rechnung kommen. Die Mode des Tages ist fast ohne wesentliche Neuerungen geblieben, dagegen zeigt die abendliche Gewandung eine starke Verschiedenheit von der festlichen Kleidung der vergangenen Saison.

Die Wäsche ist immer noch farbig, trotz mancher Widersprüche, gegen die man sich eben taub stellt. Chinakrepp, Crépe Georgette und andere schmiegsame Seiden geben das Material her, das reich mit Spitzen und Handstickereien verziert wird. Viele Kombinationen haben oben einen breiten Ansatz aus hauchzartem Chiffon, sehr feiner Spitze und Crépe Georgette, da die transparenten Abendkleider keine kompakte Stoffunterlage vertragen. Sehr beliebt sind blaue Töne, doch haben fraise, seegrün, lila und die anderen Abschattierungen der Pastellfarben kaum an Beliebtheit eingebüßt.

Für den Vormittag, den Beruf und den Sport bleibt das Jumperkleid Favorit. Jersey und Frisé



in sehr schönen Qualitäten, metalldurchwirkt und dadurch verfeinert, werden besonders gern getragen. Für den Sport ist Wolle an der Tagesordnung. Strickstoffe aus Wolle oder Wolle mit Seide stehen in sehr schönen, phantasievollen Mustern zur Verfügung und haben den Vorzug, daß sie ebenso fesch aussehen, wie sie warm und praktisch sind.

Das seidene Kleid für den Nachmittag bedingt den langen Aermel. Der warme Sommer genehmigte oft den Verzicht auf den Aermel, aber der Herbst und der Winter kommen ohne ihn nicht aus. Dunkle Farben sind bevorzugt. Crépe Satin, zweiseitig verarbeitet, Samt und Seide kombiniert, Crépe de Chine und Crépe Georgette, durch harmonische Verschmelzung zu reizvoller Wirkung gebracht, dienen in der Hauptsache als Material. Sehr schön sind die neuen metalldurchwirkten Stoffe, die trotz ihrer prächtigen Wirkung sehr weich und schmiegsam sind. Der Saum zeigt die unregelmäßige Linie.. Ein eigenwilliges Glockenteil, Zipfel, Zacken, Fransen machen die Kleidung der Dame heute weiblicher als seit langer Zeit.

Besonders am Abend feiert die weibliche Note Triumphe. Der Sport und die Berufsarbeit verlangen Einfachheit und werden sich in ihren modischen Auswirkungen in absehbarer Zeit kaum von der männlichen Anpassung freimachen. Am Abend aber darf die Frau ganz sie selbst sein. Ihre Kleider sind Märchen von Seidensamt, Perlen, Spitzen, glitzernden Steinen. Es gibt kaum ein Gesetz für die abendliche Mode. Das lange Stilkleid hat sich endgültig durchgesetzt, aber das kurze Kleid, sofern der Saum von seiner Geradheit absieht, macht ihm erfolgreich Konkurrenz. Schwarz ist wieder mehr denn je „en vogue". — Der neue schmiegsame Seidensamt, der durch seine schimmernden Lichter zu betörenden Wirkungen gelangt, wird besonders gern in Schwarz gewählt.

Reicher Schmuck, Perlen, breite Goldreifen, geschliffene Kristallketten, alles, was blitzt und funkelt, ist erlaubt, um die Schönheit der Frau zu heben. Selbst der Schuh will an dem Leuchten und Gleißen teilhaben. Farbige Lacke, in Regenbogentönen schimmernd, glänzende Seiden, Gold- und Silberleder müssen den Fuß am Abend umschließen. Kostbare, steinverzierte Absätze erhöhen die Wirkung.

Es stimmt, daß eine schöne Frau auch in einfacher Kleidung schön ist. Aber durch den geschmackvollen und modischen Anzug wird sie auf jeden Fall verschönt. Die herrschende Mode ist besonders liebenswürdig; sie gibt den Frauen Gelegenheit, das Geeignete herauszufinden und jeden persönlichen Reiz ins rechte Licht zu setzen.

„Chang" im britischen Museum. Eine Kopie des Paramountfilms „Chang" ist den Kuratoren des britischen Museums überreicht worden, zusammen mit einem Satz aller auf das Werk bezüglichen Dokumente. Diese Dinge sollen in einem verschlossenen Kästchen in den Gewölben des Museums deponiert werden mit dem Vermerk, daß es nicht vor fünfzig Jahren geöffnet werden darf. — Zu dieser eigenartigen Maßnahme erhalten wir folgende Erklärung: „Chang" ist, wie in der letzten Ausgabe berichtet wurde, bekanntlich von Major Merian Cooper und Ernest Schoedsack im siamesischen Dschungel aufgenommen worden. Nachdem nun eine Reihe von Zoologen den Film im Plaza-Kino gesehen hatten, stellten sie fest, daß eine Anzahl der in dem Film erscheinenden wilden Tiere in dreißig Jahren bestimmt ausgestorben sein würde. Aus diesem Grunde hat man dem Britischen Museum eine versiegelte Kopie des Werkes übergeben, mit der Weisung, das Paket nicht vor 1977 zu öffnen. Zu dieser Zeit wird der Wert dieses Films, vom zoologischen und erzieherischen Standpunkt aus gesehen, enorm sein. —



Lya de Putti.

Das Rätsel Afrikas.

Der erste Europäer, der ein Okapi sah.

Im Herzen Zentralafrikas, im Nordosten des belgischen Kongogebietes, lebt ein seltsames Tier, das Okapi, von dem wir bisher kaum mehr als sagenhafte Kunde besaßen. Der Verfasser, der deutsche Großwildjäger Hermann Freyberg, darf sich rühmen, der erste Weiße zu sein, der ein lebendes Exemplar zu Gesicht bekam. Nun rüstet er eine neue Expedition und will versuchen, lebende Okapis nach Deutschland zu bringen.

Bei meinen häufigen Reisen kreuz und quer durch Afrika, die ich im Laufe der letzten zwanzig Jahre unternahm, wurde mir mehrfach berichtet, daß zwischen dem Ubangi und dem Rovenzorigebirge, im Gebiet der Kongopygmäen, ein seltsames Wild leben soll, Okapi genannt, ein Mittelding zwischen Zebra, Antilope und Giraffe.

Soweit solche Meldungen von Eingeborenen stammen, tut man gut, ihnen nicht allzuviel Glauben beizulegen. Spuken doch in ihrem Kopf allerlei Fabelwesen und ihre Erzählungen haben schon manchen Forscher irregeführt. Für das Dasein der Okapis aber lagen untrügliche Beweise vor. Das Okapi Johnstoni — so genannt, weil der Engländer Johnston als erster ein Fell dieses Tieres heimbrachte — war zwar noch von keinem Weißen lebend gesehen worden, aber sowohl der Engländer Major Powells, der 1905 ein frisch erlegtes Okapi zu Gesicht bekam, wie auch der Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg, der 1907/8 in dem fraglichen Gebiet weilte und von den Eingeborenen Okapifelle erwarb, waren einwandfreie Zeugen für das Vorhandensein dieses eigenartigen Wildes.

Nach den einwandfreien Berichten liegt die Schwierigkeit, sich an dieses Wild heranzupirschen, in der jedes Maß übersteigenden Scheu desselben vor allen anderen größeren Lebewesen. Es liebt nicht einmal die Gesellschaft von seinesgleichen, sondern führt das Dasein eines Eremiten. Obwohl seine Ahnen ausschließlich Tiere der Steppe und des Busches sind, hat hier die Scheu über angeborene Rasseeigentümlichkeiten gesiegt.

Als ich mich Mitte dieses Jahres auf der Heimreise von einer längeren Expedition in Belgisch-Kongo befand, wollte ich die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne versucht zu haben, ein Okapi vor die Kamera zu bekommen. Also fuhr ich den Kongo hinauf nach Beni über Stanleyville an der großen Karawanenstraße, wo das Reich der Pygmäen beginnt.



Das Okapi.
Nach einer Skizze des Verfassers. Man beachte die seltsamen Körperformen, die an Zebra, Rind und Giraffe erinnern.

Es verlohnt sich, in diesem Zusammenhang einige Worte über diese menschenscheuen Zwerge zu sagen. Diese merkwürdigen Bewohner Zentralafrikas, Wambuttis genannt, sind kaum gewöhnt, mit Weißen in Berührung zu kommen, und daher von einem nur schwer zu überwindenden Mißtrauen. Besonders auffallend ist an ihnen die Tönung der Haut, die an die Färbung der südafrikanischen Buschmänner gemahnt. Ihre Figur ist kräftig und gedrungen, ihre Muskulatur stark entwickelt, ihr Kopf gerundet. Aus gutmütigen Gesichtern schauen große schlaue Augen. Ihre Kleidung ist sehr primitiv. Ein Schurz aus grauem didem Rindenstoff wird höchstens ergänzt durch einen Gürtel, der nicht selten aus dem Fell des Okapi gefertigt ist. Die Bewaffnung der Pygmäen besteht aus Pfeil und Speer. Die Spitzen dieser Waffen sind mit einem Pflanzengift versehen, das sehr schnell wirkt und selbst größeres Wild erlegt. Erstaunlich ist die Gewandtheit, mit der diese Schwarzen sich im dichtesten Urwald bewegen, ohne ihre Anwesenheit zu verraten. Von ihnen lernte ich auch, das verfolgte Wild anzuschleichen.



Geheimnisvoll wie das ganze Land, sind auch dessen Einwohner, die zwerghaften Pygmäen, ein Nomadenvolk, dessen Behausung aus primitiven Laubhütten besteht.

Eine unendliche Geduld gehört dazu, den Spuren der Okapis zu folgen, denn es dauerte beinahe sechs Wochen, ehe ich endlich das Glück hatte, eine Wasserstelle zu finden, die einem dieser rätselhaften Tiere als Tränke diente. Hier richtete ich mir eine Art Kanzel ein, auf der ich viele Tage von früh bis Sonnenuntergang reglos zubrachte. Eines schönen Tages wurde aber meine Mühe belohnt. Ein herrliches Tier von der Größe eines Rindes, der Gewandtheit einer Antilope und der Grazie einer Gazelle, nähert sich, zwar sehr vorsichtig, aber sonst scheinbar ganz sorglos der Wasserstelle. Die fixen kleinen Augen sichern unaufhörlich, die Läufe gleichen denen des Zebras, die Rute der des Büffels, der Rumpf ist von rötlich-brauner Farbe. Auf dem schlanken Hals sitzt ein Giraffenkopf mit einem Ansatz von Gehörn.

Selbstverständlich hatte ich meine Kamera schon lange Zeit vorher eingestellt und so brauchte ich nur loszudrücken. Aber das Unglück wollte es, daß die Dämmerung bereits hereingebrochen war, und so hatte denn die Aufnahme, die zu den seltensten ihrer Art gehört, leider nur ein wenig befriedigendes Ergebnis.

Als ich gerade knipse, bemerke ich, daß ich nicht der einzige Beobachter bin. Unweit von mir im Gebüsch funkelt mir ein Augenpaar entgegen und im Schatten der Bäume kann ich gerade noch die Umrisse eines Leoparden bemerken, der wohl nur aus Neugier sich genähert hat. Geht doch dieser kleine Räuber dem wesentlich stärkeren Wild wohlweislich aus dem Wege.

Zu meinem Pech verursacht mein Versuch die Büchse in Anschlag zu bringen, Geräusch und mit Blitzesschnelle ist das Okapi verschwunden. Noch besteht die schwache Hoffnung, daß einer meiner Zwerge, die sich ringsum in größerem Abstand aufgestellt haben, der Beute habhaft wird. Und siehe, da, ein Siegesgeschrei ertönt, das in meinen Ohren allerdings mehr wie ein Winseln klingt und mich belehrt, daß der Giftspeer sein Ziel erreicht haben muß.



Großwildjäger Freyberg im Lande der Pygmäen. Die Wambuttis reichen den Europäern kaum bis zur Achselhöhle.

Aus deutschen Gauen.

Eine Rheinfahrt, das ist das Schönste, was ihr euch denken könnt. Ein wunderbares Heimatgefühl überkommt euch, wenn ihr dahingleitet an den schönen Ufern des Rheins, dem herrlichsten der deutschen Ströme.

Inmitten des Laufes liegt Koblenz. Confluentes, so nannten es die Römer. Uebersetzt heißt das: Zusammenfließen. Ja, zusammenfließen tun hier zwei Flüsse, die Mosel und der Rhein. An der Stelle, wo sie es tun, steht auf der Landspitze, dem sogenannten Deutschen Eck, das gewaltige Denkmal Kaiser Wilhelms des Ersten. Die Rheinprovinz hat es dem Begründer des neuen Deutschen Reiches errichtet. Dieses Denkmal beherrscht die Landschaft, und wenn wir den Rhein stromaufwärts fahren, ragt es uns schon lange sichtbar entgegen.

Wunderschön gebettet an den lieblichen Ufern der Mosel und dem Ufer des Rheins liegt Koblenz. An beiden Ufern sind gepflegte Kaianlagen. Da sitzt man und schaut und ist so recht froh über seine deutsche Heimat. Trotzig ragt an dem andern Rheinufer die gewaltige Festung Ehrenbreitstein, der Schauplatz manches harten Kampfes. Vom Moselkai sieht man auf die alte Moselbrücke aus dem 16. Jahrhundert.

Aber nicht nur landschaftlich ist Koblenz schön gelegen, nein, auch im Innern der Stadt sind viele Bauwerke, an denen das Auge des schönheitsliebenden Menschen mit Freude hängt. Da steht vor uns die Castorkirche, deren runder Chor mit Säulchengalerie sich malerisch dem Rheinkai zuwendet. Ein Bau romanischen Stils aus dem 12. Jahrhundert. Der Castorbrunnen ist ein Denkmal aus der Franzosenherrschaft. Man erbaute ihn zur Feier Napoleons Einzug in Moskau. 1815 wurde Koblenz preußisch und damit zu einer d'r stärksten Festungen ausgebaut. 1890 verlor es jedoch seinen Charakter als Festung.

Bis zum 18. Jahrhundert war Koblenz mehr ein Moselstädtchen, mit engen, gewundenen Straßen. Architektonisch schöne Bauten sind die Florinskirche, das Schöffenhaus, die Liebfrauenkirche, teils im romanischen Stil, teils im gotischen. Vorgeschichtliche, römische und fränkische Altertümer, Funde dieser Gegend, sind in dem zum Museum umgewandelten Schöffenhaus zu sehen.



Auch das Königliche Schloß ist ein imposanter Bau. Es wurde als Sitz des letzten trierischen Kurfürsten erbaut. Als Militärgouverneur hatte der Prinz von Preußen, nachmals der alte Kaiser, hier mit seiner Gemahlin sein Hoflager. Gerne verweilte die Kaiserin Augusta auch später hier mehrere Wochen im Jahr.

Ein charakteristisches Denkmal hat man dem General von Goeben, dem siegreichen Heerführer im französischen Feldzug, auf dem Goebenplatz errichtet. Der Raum ist zu klein, um all die landschaftlichen Schönheiten und Sehenswürdigkeiten der Stadt Koblenz zu schildern; aber aus dem kurzen Umriß werdet ihr mir schon glauben, daß es sich fürwahr lohnt, auch diese deutsche Stadt kennenzulernen. Noch steht Koblenz unter dem Druck der Fremdherrschaft, noch wehen fremde Standarten auf deutschen Bauten, aber auch die Zeit wird wiederkommen, wo die Feinde auch hier das Feld räumen müssen und Koblenz wieder frei sein wird von fremder Schmach.



Roman von Karl Lütge

[3

Der Strolch war ein hünenhafter Kerl mit Riesenpranken und Bärenkräften.

Hannelore Hinz lehnte bleich an der Hauswand, als sie den Riesen auf Ewald Henschel zuschreiten sah. Sie vermochte vor Angst und Entsetzen kein Glied zu rühren.

Henschel wich gewandt dem brutalen Angriff des Strolches aus. Geschmeidig schlüpfte er unter seinen Armen hindurch, und es gelang ihm, mit raschem Satz in den Rücken des gefährlichen Angreifers zu kommen und ihm von hier aus einen Schlag ins Genick zu versetzen. Der Hüne fuhr herum. Allein dabei gab er sich eine neue Blöße und hatte blitzschnell einen neuen Hieb weg.

So ging der Kampf, bis sich der am Boden liegende Kumpan zu rühren begann. Da erwachte auch Hannelore Hinz aus der Erstarrung. Sie löste sich von der Hauswand, machte zwei, drei unsichere Schritte zur helleren, im vollen Licht des aufsteigenden Morgens liegenden Ecke und rief hier gellend um Hilfe.

Der zu Boden geschlagene Strolch fuhr auf und lief hinter Hannelore Hinz her, um sie am weiteren Schreien zu hindern. Er hatte sie beinahe erreicht, da machte sich Ewald Henschel von seinem Angreifer durch eine rasche Bewegung los und eilte ihm davon, um die Gefahr, die dem Mädchen drohte, abzuwenden.

Da erschien im ersten stärkeren Morgenlicht drohend stark Polizei und hatte die beiden Wegelagerer trotz ihrer Gegenwehr im Nu festgenommen.

„Sind Sie verletzt?" fragte Ewald Henschel besorgt das Mädchen.

Hannelore Hinz lächelte schwach.

„Nein —, nichts —, und Sie?"

Ewald Henschel machte eine wegwerfende Bewegung. Sein Blick traf das Mädchen. — Sie reichte ihm schweigend, ungewollt erregt, die Hand.

„— war doch selbstverständlich", versetzte er, beinahe verlegen durch den warmen Blick, der für Sekundendauer über ihn wie eine heiße Welle flutete.

„Ich vergesse es Ihnen nie!" sprach Hannelore Hinz dazu mit gesenkten Lidern.

In diesem Augenblick wurden sie brutal gestört: Die Polizei verlangte Näheres von ihnen zu wissen —, sie hatten zu diesem Zweck den Beamten mit auf die nächste Wache zu folgen.

Mit bleichen Gesichtern, in unwirklicher Beleuchtung standen sie darauf nebeneinander in dem engen, düsteren, muffigen Raum, in dem es nach Akten, gescheuertem Holz und Menschen roch.

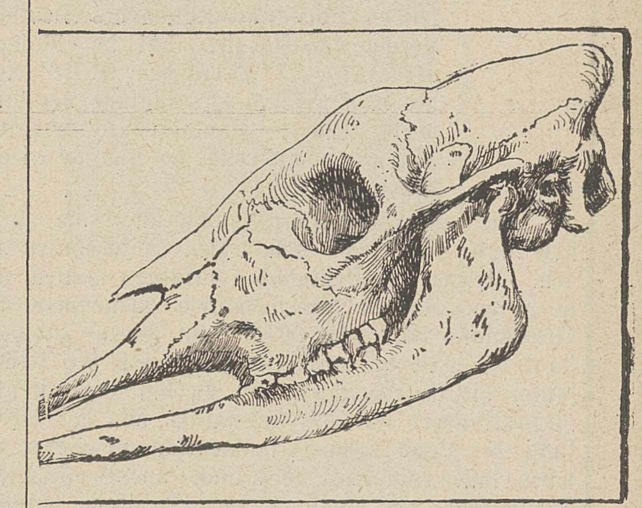
Hier in dem Verhör wurde das Erlebnis der Nacht, das sie unverhofft näher zusammengebracht hatte, so stark beeinträchtigt, daß sie hernach, als sie nach Ablauf einer halben Stunde nebeneinander herschritten, um der Wohnung Hannelore Hinz' in der Ferdinandstraße zuzustreben, keine Worte mehr fanden. So versank unausgesprochen was sie erlebten und fühlten, und sie schritten immer hastiger, nüchtern wie Fremde, nebeneinander aus.

Ein Gespräch, wie sie es vor dem Ueberfall begonnen hatten, konnten sie nicht mehr aufnehmen, und ernster zu sprechen, scheuten sie sich nach dem Vorgefallenen, das

Fortsetzung auf Seite 435.

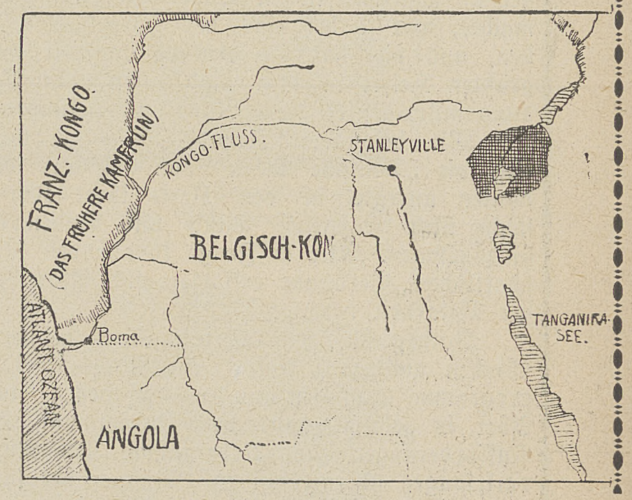
Schon bin ich vom Baum herunter und laufe in die Richtung, aus der die Zurufe ertönen. Nur wenige Schritte, da liegt das stolze Tier noch lebenswarm vor mir. An Ort und Stelle führte ich die Bleistiftskizze aus, die dem hier wiedergegebenen Bild als Vorlage diente.

Aufgabe meiner nächsten Reise, die ich noch Ende dieses Jahres antrete, wird es sein, Näheres über die Lebensweise der Okapis zu ergründen. So gilt es vor allem zu ermitteln, wie dieses



Eine Zierde des britischen Museums. Der Schädel eines Okapi, erworben vom englischen Major Powell, der dafür 20.000 Mark erhielt.

Wild in ein Gebiet gelangte, in dem es weder Zebras noch Elentiere und Antilopen gibt. Es dürfte sich im Laufe der Jahrhunderte — von Süden kommend — immer tiefer in die Urwaldwildnis zurückgezogen haben, ohne auf seinem Zuge Spuren seiner Existenz zu hinterlassen. Aufschlüsse



Die Heimat des Okapi.
Die nordöstliche Ecke von Belgisch-Kongo. Die Schraffierung bezeichnet das Gebiet, in dem das Okapi lebt.

über diese Frage konnte ich natürlich während meines kurzen Aufenthaltes im Lande der Pygmäen nicht gewinnen. Immerhin hat er sich schon dadurch hinreichend gelohnt, daß ich mich rühmen durfte, der erste Weiße zu sein, der ein Okapi lebend zu sehen bekam.

Ob es mir auch gelingt, Okapis lebend nach Europa zu bringen und auf diesem Wege unsere Tiergärten um eine Sehenswürdigkeit zu bereichern, die einzig in ihrer Art dastünde? Versuchen will ich es jedenfalls und vorläufig will ich noch meinen, daß bei genügender Ausdauer der Erfolg nicht ausbleiben dürfte.

Hermann Freyberg.

Auch ein Reichtum.

Im Gespräch mit dem französischen Finanzmann Caillaux, der bekanntlich im Staatsleben der französischen Republik eine bedeutende Rolle spielte und noch spielt, bemerkte ein spanischer Minister: „Sie haben für Pleite im Französischen nur einen Ausdruck. In Spanien haben wir dafür zweiundzwanzig, und das hilft uns alle Krisen überstehen."

Radio

Ein Jahr deutscher Landwirtschaftsfunk.

Dr. Wilhelm Kutscher, geschäftsführendes Vorstandsmitglied des Deutschen Landwirtschaftsrates, hat im Rahmen der Kurse der „Deutschen Welle“ einen Vortrag über die Entwicklung der landwirtschaftlichen Rundfunkkurse gehalten, den wir nachstehend im Auszug wiedergeben.

Die außerordentliche Entwicklung, die Industrie und Handel in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege in Deutschland erfahren hatten, ließ in weiten Kreisen den Gedanken aufkommen, daß Deutschland auf dem Wege zum reinen Industriestaat sei. Erst der unerbittliche Zwang der Kriegsjahre, die Unterbrechung der Verbindung mit allen Zufuhrländern hat die Erkenntnis von der Bedeutung der Landwirtschaft in Deutschland wieder aufleben lassen, zugleich aber auch die Bemühungen, Deutschland von ausländischen Zufuhren möglichst unabhängig zu machen, in ungeahnter Weise gefördert. Durch systematische Forschungen ist es gelungen, die Erträge deutschen Bodens teilweise um die Hälfte zu erhöhen.

Die größten Schwierigkeiten ergaben sich indessen aus der Tatsache, daß rund drei Viertel der landwirtschaftlich nutzbaren Fläche Bauernland ist, und die Psyche des deutschen Bauern sich nur schwer allen Neuerungen erschließen will. Wege zu finden, die auch die deutsche Bauernschaft mit der neuen, wissenschaftlichen Bodenbearbeitung vertraut machte, war daher eine der vornehmsten Aufgaben, und hier hat die deutsche Landwirtschaft den größten Helfer in dem modernsten aller Volksbildungsinstrumente, dem Rundfunk, gefunden.

Mit besonderer Freude ist es zu begrüßen, daß die „Deutsche Welle“ von sich aus den Gedanken anregte, in den Kreis ihrer Kurse auch solche über neuzeitliche Land- und Bodenwirtschaft aufzunehmen. Alle in Frage kommenden landwirtschaftlichen Verbände erklärten sich sofort zu tätiger Mitarbeit bereit.

Naturgemäß war es wenigstens in den ersten Wochen nicht ganz einfach, ein Rundfunk-Vortragsprogramm sozusagen aus dem Boden zu stampfen. Aber es gelang, dank der Zustimmung, die alle Aufforderungen zur Uebernahme von Rundfunkvorlesungen überall fanden. Männer der landwirtschaftlichen Wissenschaft und Praxis aus allen Gauen haben sich dabei ein Verdienst erworben.

Bisher sind in je zwei Vorträgen Buchführungs- und Steuerfragen, allgemein Ackerbau- und betriebstechnische Fragen, in drei Vorträgen Fütterungsfragen, in je vier Vorträgen Viehzucht und Viehwirtschaft sowie Holz- und Forstwirtschaft, in je fünf Vorträgen Düngerfragen, Pflanzenzucht und -schutz behandelt worden. Weitere Vorträge gaben Aufschluß über Aufgaben der Qualitätsverbesserung in der Landwirtschaft, Winterbehandlung der Obstbäume, Markt- und Kreditfragen, Bedeutung der Fischerei, der Ausschüsse zur Erforschung der Erzeugungs- und Absatzbedingungen, über Schädigung von Menschen und Tieren durch Hunde, landwirtschaftliche Bauberatung, Wohlfahrt und Wirtschaft auf dem Lande und endlich über die Ausbildung der Bauernsöhne in der Fach- und Allgemeinbildung.

Wie gehofft, haben alle diese Vorträge sehr großen Anklang gefunden. Das Echo der Hörerschaft hat den Arbeitsausschuß für Landwirtschaftsfunk ermutigt, die Vorträge im bisherigen Umfange von wöchentlich zwei Stunden auch weiterhin beizubehalten.

Wenn auch die Ueberzeugung von der Notwendigkeit landwirtschaftlicher Rundfunkkurse sich nur allmählich Bahn zu brechen vermag, so sind doch die Veranstalter der Kurse von deren Zweckmäßigkeit heute mehr überzeugt, denn je. Sie würden es dankbar begrüßen, wenn diese Ueberzeugung durch Zuschriften an die „Deutsche Welle“, Berlin W. 9, Potsdamer Straße 4, eine Bestätigung finden könnte unter gleichzeitiger Beantwortung der Fragen, ob die Vorträge einwandfrei aufnehmbar sind, ob sie regelmäßig gehört werden und ob und welche Vorteile die Hörer aus den Vorträgen zu ziehen vermochten. Denn wie überhaupt im Rundfunk, so soll gerade auch auf dem Gebiet der landwirtschaftlichen Kurse kein Mittel unversucht gelassen werden, der Bevölkerung unseres Vaterlandes in dem schweren Kampf der heutigen Zeit zu helfen.

Die Antennenfrage endlich gelöst

Wenn man den Berichten des „Radio Magazine“ glauben will, dann ist diese Frage, die eine der wichtigsten des Rundfunks ist, tatsächlich in einem befriedigenden Sinne gelöst. Mancher Funkfreund muß auf den Genuß des Empfanges überhaupt oder wenigstens den des Fernempfanges verzichten, weil es ihm nicht möglich ist, eine wirkungsvolle Außenantenne zu errichten. Entweder, weil es seinem Hauswirt nicht gefällt, weil er sich keinem Rechtstreit mit seinen Unannehmlichkeiten aussetzen will, oder weil die technischen Schwierigkeiten zu groß sind. Allen, denen aus diesen oder anderen Gründen die Anlage einer guten Antenne verwehrt ist, wird es eine nicht geringe Freude sein, zu hören, daß es dem französischen Techniker Ethérenet gelungen ist, eine Antenne zu konstruieren, durch die alle diese Sorgen beseitigt werden. Die Antenne besteht aus einem langen Glasrohr, in dessen Vakuuminnern sich ein versilberter Draht befindet. Mit einer einen Meter längen Röhre soll man gleiche Empfangsergebnisse erzielen, wie mit einer mittleren Hochantenne, außerdem sollen atmosphärische Störungen auf das geringste Maß vermindert werden. Der Erfinder hat sich seine Antenne patentieren lassen.

Sollte diese Meldung den Tatsachen entsprechen, so würde mit dieser Erfindung die ganze Antennenfrage gelöst und dadurch noch mancher neuer Rundfunkhörer gewonnen sein, denn heute läßt sich mancher Bürger von dem Ankauf eines Rundfunkempfängers abschrecken, weil er sich nicht den Unannehmlichkeiten technischer und rechtlicher Art aussetzen möchte, die sich aus dem Bau der nun einmal notwendigen Antenne ergeben könnten.

Viele Wege führen nach Rom.

Die merkwürdige Erscheinung der „Schweigezonen“ bei der Ausbreitung von kurzen Wellen zeitigt manchmal sonderbare Vorkommnisse. So war es einem Funkfreund in San José, Kalifornien, nicht möglich, mit seinem in einer solchen „Schweigezone“ etwa 80 Kilometer entfernt wohnenden Freund in Carmel auf kurzen Wellen zu verkehren. Da es ihm jedoch bekannt war, daß sein Freund zu bestimmten Zeiten mit einem Bekannten in Singapore Verkehr unterhielt, so sandte er die für ihn bestimmte Nachricht nach Singapore und erhielt auch über Singapore Antwort von seinem Freunde. Um die Strecke von 80 Kilometern überbrücken zu können, mußte die Nachricht also einen Weg von rund 3000 Kilometern zurücklegen.

Die Parlamente hört man im Caféhaus.

Bei uns zwar nicht; wir dürfen ja nicht einmal in unserer Wohnung die Reden unserer Vertreter in den Parlamenten hören, aber in Argentinien werden die Parlamentsreden durch Rundfunk in vielen Kaffeehäusern verbreitet. Und diese Uebertragungen finden sogar eine besondere Beachtung beim großen Publikum. Wie ja überhaupt der Rundfunk in diesem südamerikanischen Staat recht beliebt und weit verbreitet ist. In Buenos Aires, der Hauptstadt Argentiniens, sind zurzeit sechs Rundfunksender in Betrieb. Der wichtigste, (LOZ, Wellenlänge 330 Meter) befindet sich im Besitz der Zeitung „La Nacion“. Von großer Bedeutung sind weiter die Sendestellen „Federal Bradcasting“ (215 Meter), „Radio America“, (235 Meter), „Grand Splendid“ (303 Meter). Die Sendestellen arbeiten im allgemeinen gleichmäßig und zeichnen sich durch große Abwechslung in den Sendefolgen aus. Im Innern des Landes befinden sich die Sendestellen Mendoza und Cordoba. Eine festgefügte Organisation des Rundfunks ist noch nicht eingeführt, jedoch nach dem Muster Englands geplant.

Fragen und Antworten.

Briefkasten für unsere Bezieher.

M. N. Frage: Mir steht zum Abschirmen des Gerätes Stanniol, Kupferfolie und dünnes Aluminiumblech zur Verfügung. Welches Metall ist am besten zu verwerten?

Antwort: Kupferfolie dürfte schon wegen der leichteren Verarbeitung zu empfehlen sein. Besonders ist es leichter, an das Kupferblatt Drähte zu löten.

Frage: Muß ich zum Bau des Gerätes unbedingt Hartgummiplatten verwenden? Ich habe gefunden, daß ein Unterschied zwischen einem Gerät auf Hartgummi und Holz kaum zu merken ist.

Antwort: Bei einem Kurzwellenempfänger werden Sie wohl kaum umhin können, die Schaltplatte aus Hartgummi zu nehmen. Bei einem weniger empfindlichen Gerät genügt auch schon eine gut ausgetrocknete Sperrholzplatte, auf die alle Einzelteile durch kleine Hartgummistückchen isoliert, aufgebaut werden. Gewiß ist der Unterschied zwischen einer Schaltung auf Holz und einer Schaltung auf Hartgummi nicht sehr groß, aber es muß doch immer auf die Notwendigkeit eines sorgfältigen Baues hingewiesen werden, weil die Summe aller angewandten Vorsichtsmaßregeln doch eine merkliche Steigerung der Gerätgüte hervorbringt.

H. T. Frage: Ist bei Benutzung des Klingeldrahtes als Antenne Fernempfang zu erwarten?

Antwort: Bei Benutzung des Klingeldrahtes als Antenne ist Fernempfang möglich, aber nur in den seltensten Fällen tatsächlich erreicht worden. Für Fernempfang dürfte im allgemeinen eine Hochantenne von zirka 30 Meter nötig sein.

Aus aller Welt.

Amerika. Die Radio Corporation of America hat ihr Bildübertragungssystem dadurch verbessert, daß sie anstelle des Lichtstrahls einen warmen Luftdruck verwendet, der auf besonderes photographisches Papier einwirkt. Man erhält dadurch klarere Bilder in neunfacher Vergrößerung. Auch aus England kommen Nachrichten über eine Verbesserung der Bildübertragung, die schon mehr in das Gebiet des Fernsehens fällt. Der auf dem Gebiete der drahtlosen Bildübertragung und des Fernsehens rühmlich bekannte Professor Baird unternimmt gegenwärtig neue Versuche zwischen London und Glasgow. Prof. Jones, der diese Versuche leitet, erklärte, daß die Hauptschwierigkeiten des Problems gelöst und nur noch einzelne Punkte zu vervollkommnen seien. Wenngleich derartige Meldungen immer mit einer gewissen Vorsicht aufgenommen werden müssen, da — wenn man den Berichten glauben wollte — mindestens jede Woche einmal die Frage des Fernsehens endgültig gelöst wird, so bürgt der Name des ernsten Forschers dafür, daß diesmal doch etwas hinter diesen Versuchen und ihren Erfolgen stecken muß.



← Bild links Der tödlich verunglückte Prinz Georg Wilhelm von Schönaich-Carolath (X) mit seiner Mutter, der jetzigen Gattin des letzten Kaisers, und seinen Geschwistern. Der Prinz fuhr zwischen Schloß Saabor und Loos (bei Grünberg in Schlesien) mit dem Motorrad auf ein unbeleuchtetes Pferdefuhrwerk Transeuropa-Preß

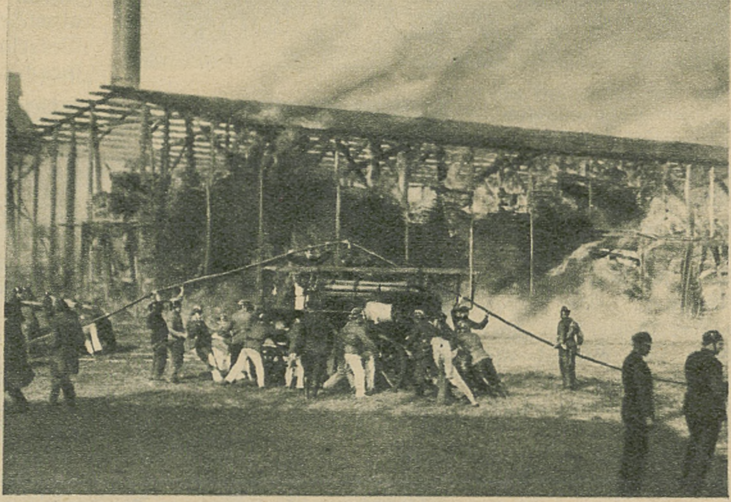


Der schlesische Schriftsteller Schimmel-Falkenau, der durch sein jüngstes Werk „Das Lebenslied der Königin“ (Lebensroman der Gemahlin Friedrichs des Großen) auch über Schlesien hinaus bekannt wurde



Der junge Gleiwitzer Dichter August Scholtis, dessen Novelle „Nachruf“ beim Novellen-Preisausschreiben der Schlesischen Monatshefte und der Schlesischen Funkstunde A.-G. preisgekrönt wurde

In Leipzig wurde ein von dem Bildhauer Professor Lehnert geschaffenes Denkmal für den großen deutschen Volkswirtschaftler Friedrich List (1789 bis 1819) und den bedeutenden Industriellen Friedrich Harkort (1793—1880) enthüllt. List und Harkort haben sich beide um die Ausgestaltung des deutschen Eisenbahnwesens große Verdienste erworben Phototheḱ



In dem durch seine Leinenindustrie berühmten Landeshut in Schlesien wurden vor kurzem etwa 12 000 Zentner Flachs bei einem großen Speicherbrande vernichtet Dittrich

STAND DER HANDELSMARINEN 1927

ENGLAND 8 216 Schiffe — Im Jahre 1914: 9 240 Schiffe

AMERIKA U.S.A 3 940 Schiffe — Im Jahre 1914: 2 564 Schiffe

DEUTSCHLAND 1 990 Schiffe — Im Jahre 1914: 2 388 Schiffe

FRANKREICH 1752 Schiffe — Im Jahre 1914: 1 576 Schiffe

Brutto Registertonnen:	
England:	19 309 022
Amerika:	12 155 022
Frankreich:	3 469 980
Deutschland:	3 363 046

A. LESSING

Eine interessante Übersicht über die Größe der Handelsflotten von Deutschland, Frankreich, Amerika und England nach dem Stande vom 1. Juli 1927 verglichen mit 1914. (Nach den Angaben des Statistischen Jahrbuches für das Deutsche Reich 1927.) Bei dem Vergleich ist zu berücksichtigen, daß die Bestimmungen von Versailles fast die ganze deutsche Handelsflotte bis auf einen unbedeutenden Rest an die Alliierten überwiesen. Deutschland durfte nur Schiffe mit weniger als 1600 Brutto-t-Rauminhalt behalten. Es mußte auch von diesen noch die Hälfte der Fahrzeuge mit t-Gehalt zwischen 1000 und 1600 t, sowie ein Viertel der Fischerei-Fahrzeuge abtreten. Um so bemerkenswerter ist es, daß heute nach acht Jahren die deutsche Handelsflotte der französischen an Umfang beinahe wieder gleich kommt. Die zahlreichen neuen deutschen Passagierdampfer werden bei ihrer bekannten Zuverlässigkeit, Schnelligkeit und Bequemlichkeit heute auch von ausländischen Reisenden vielfach den Schiffen nichtdeutscher Linien vorgezogen, bei denen, wie der Untergang der „Principessa Mafalda“ zeigt, noch manches überalterte Schiff in Dienst steht Atlantic



Die „Cap Arcona“, ein neuer Schnelldampfer der Hamburg—Südamerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft, tritt demnächst ihre erste Reise nach Südamerika (Fahrtdauer 12 Tage) an. Das 27 000 Brutto-Register-Tonnen große Schiff ist in erster Linie für den Passagierverkehr gebaut und dürfte mit seiner in bezug auf Technik und Bequemlichkeit hervorragenden Einrichtung auch die Ansprüche der verwöhntesten Südamerikaner befriedigen. Die deutschen Reisenden werden infolge der heutigen gedrückten deutschen Lebensverhältnisse sich wohl meist mit den einfacheren Schiffsklassen begnügen müssen Lohmann

Burg Ludwigstein, eine Freistatt deutscher Jugend

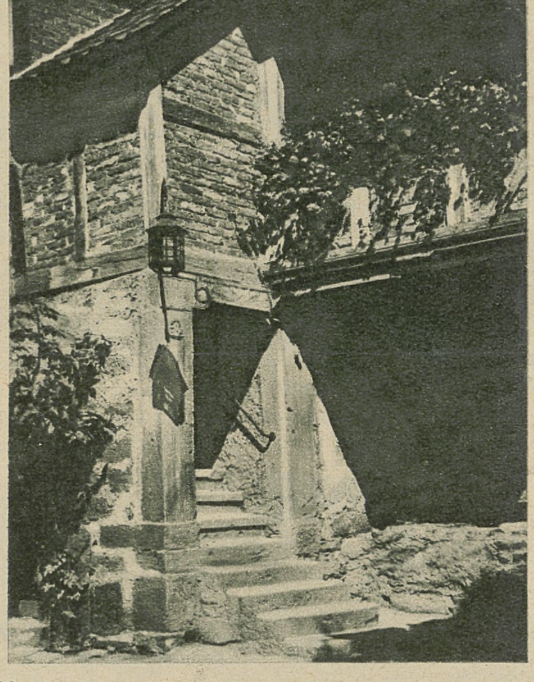
Sonderbericht von Helmuth Duve

In unserem Zeitalter des ständig wachsenden Verkehrs hat das Wandern wieder an Bedeutung gewonnen. Der Mensch wendet sich von neuem der Natur zu, des Maschinenlebens müde, und er sehnt sich stärker denn je nach echter Kultur. So erwacht aufs neue sein Trieb, in die Ferne zu schweifen: im Wandern per pedes apostolorum. Schon vor dem Kriege wurde die Jugend von einer starken Bewegung zum Natürlichen und Gesunden erfaßt; sie ergriff den Wanderstab, zog durch die Gaue des deutschen Vaterlandes und in die Fremde und erweckte die alten Volkslieder zu neuem Leben. Der sittliche Wert des Wandergedankens besteht darin, daß er den Menschen von der Natur zur Heimat, so zum Vaterland und endlich zur Menschheit führt. So gelangt er vom ungezwungenen Selbstgefühl zum klaren Selbstbewußtsein und zur freien Selbstbestimmung. Durch Beobachtung des Tier- und Pflanzenlebens entschleiern sich ihm die Geheimnisse des Weltschöpfers, und mit der Kenntnis der Einzelheiten wächst die Liebe zum großen Ganzen. Nur durch persönliche Berührung mit dem Volk erschließt sich die Heimat seinem Herzen. Der schnurrige Handwerksbursche begleitet ihn ein Stück Wegs, von alten Frauen hört er längst vergessene Märchen, die Dorfstraße entlang singen Mädchen schöne Volksweisen, und Gedenkstätten wissen von alten Zeiten zu berichten. So wird Heimatgefühl zur Vaterlandsliebe; unsichtbare Bande schließen alle sprachlich und rassisch verwandten Menschen zu einer Kulturgemeinschaft zusammen. Jenseits der Grenzen des Vaterlandes weiten sich Blick und Herz des Wanderers und sein Weg durch die Welt führt endlich wieder zur Heimat zurück. Das Wandern liegt uns Deutschen im Blut, es wurde schicksalbestimmend in der Geschichte: Landsuche der Germanen, Völkerwanderung, Züge der Karolinger nach dem Süden, Kreuzzüge, Koloniengründung durch Auswanderung. Daß Wandern Werden bedeutet, zeigt Leben und Schaffen unserer größten Männer: Dürer, Goethe, Wagner. Der Weimarer Dichterfürst sagte von sich einmal mit Recht: „Was ich nicht gelernt habe, das habe ich mir erwandert."



Ausblick durch das Burgtor ins Werratal

Die Burgwache auf dem Ludwigstein anläßlich einer Tagung





Links: Im Burghof

Rechts: Das Musikzimmer



Vor wenigen Jahrzehnten lebte der Wandertrieb wieder auf, in ihm kam Bildungsdrang und Selbstbewußtsein der Jugend zum Ausdruck. Gleichgesinnte, sammelte sie sich in Bünden und Vereinigungen. Es entstanden Organisationen wie Pfadfinder, Wandervogel und Freischar. Schon damals gab es in vielen Städten Deutschlands Jugendherbergen, wo für geringes Entgelt Unterkunft und Verpflegung geboten wurde. In den letzten 15 Jahren ist die Anzahl der Herbergen sehr gewachsen und so gibt es bald überall Jugendbleiben, nicht als Behelfsquartiere, sondern auch in Form zweckmäßiger Eigenheime. Für ihre Zusammenkünfte stehen der deutschen Jugend beispielsweise die Leuchtenburg in Thüringen und die Freusburg im Sauerland zur Verfügung. Eine Großtat aber vollbrachte sie durch Erwerbung des Ludwigsteins, kraft eigener Mittel.

Burg Ludwigstein an der Werra wurde 1415 als Schutzfeste gegen Raubritter von dem hessischen Landgrafen Ludwig I. errichtet, geriet später in Verfall und wurde nach Schluß des Weltkrieges, zum Andenken an die Gefallenen, die zur wandernden Jugend gehörten, ausgebaut. Zunächst wurde die Ruine, deren Räume nur mit Lebensgefahr betreten werden konnten, wieder instandgesetzt. Voll heller Begeisterung sammelte die gesamte deutsche Jugend kleinere und größere Beträge, um durch lebendiges Werk den unvergeßlichen Toten zu opfern.

Die Burg bietet nicht nur Wanderern Unterkunft, sondern dient auch als Sammelplatz, Tagungsort und Feststätte. Sie liegt inmitten einer anmutigen Hügellandschaft. Der Torrahmen gewährt einen schönen Ausblick auf Tal und Fluß. Romantisch wirkt der nicht allzu geräumige Burghof. Der hochaufragende, wuchtige Bergfried steht in der Außenfront des Gebäudes und beherrscht so das Gesamtbild der Burg. Die Ringmauer, die fast ganz verschwunden war, hat man wieder zu errichten begonnen. Im übrigen ließ man die Burg in ihrem Urzustand und nur die Inneneinrichtung ward modernen Bedürfnissen angepaßt. So wurde einer der größten Räume mit Kachelofen, Tischen und Stühlen ausgestattet und als Tagesraum für die Wanderer bestimmt. Schlicht ist das Musikzimmer eingerichtet, dessen in die dicke Wand eingebauter Fenstererker zum gemütlichen Ausschauhalten einlädt. Neben dem Toreingang liegt die Burgkanzlei, in der Neuangekommene sich anmelden; dort werden die Verwaltungsarbeiten erledigt. Von der im April 1920 gegründeten „Vereinigung zur Erhaltung der Burg Ludwigstein" wurde ein Ausschuß gewählt, dem die Geschäftsführung obliegt. Die Burg soll in der angebahnten Richtung weiter ausgebaut werden. Die Schaffung einer solchen Freistätte für die Jugend als Zusammenkunftsort ihrer Bünde und als Wanderherberge ist ein Beweis für den tatkräftigen Idealismus, den junge Menschen aufbrachten. So wird diese denkwürdige Stätte mittelalterlichen Rittertums erhalten und belebt von freien, jungen Menschen und fröhlichen Kindern, die sich festlich vereinigen. Vom Ludwigstein darf man wirklich sagen: „Und neues Leben blüht aus den Ruinen".



Ein Jugendfest auf dem Wiesenplan vor dem Ludwigstein

Drei Kilometer auf Zehenspitzen.

Von Dimitri Bukovetzki.

Wir erhalten von dem bekannten Regisseur, dessen letzte Arbeit für die Metro = Goldwyn = Mayer „Spanische Liebesnächte" ist und der auch in Europa schon eine große Reihe bemerkenswerte Filme herstellte, nachfolgenden Beitrag.

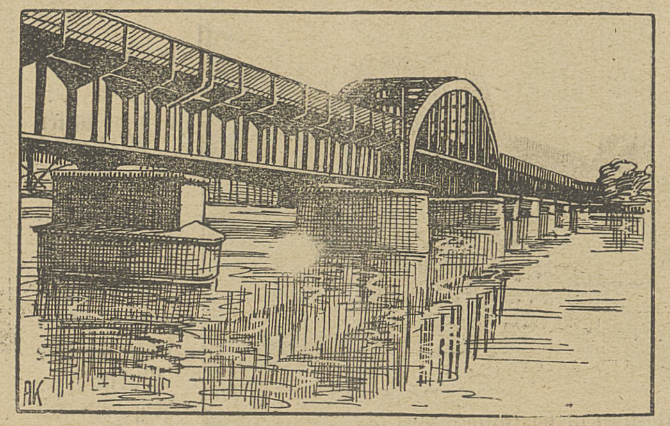
Objektiv gesagt, sind Objektive tückische Objekte. Gerade, wenn es darauf ankommt, belieben sie nicht zu funktionieren und was das heißt, mußte Mae Murray in ihrem letzten Film „Spanische Liebesnächte" nur allzu schmerzlich erfahren.

Mae tanzt für ihr Leben gern, was bei ihrem Temperament weiß Gott kein Wunder ist. Darum gehören Tanzszenen beinahe zur Vorbedingung aller ihrer Rollen. Heute macht Mae die Einschränkung, daß Objektiv und Komparserie dabei funktionieren müssen.

In einer der Hauptszenen des Films hat sie zu tanzen. Immer auf Zehenspitzen. Wie könnte es bei Mae anders sein!

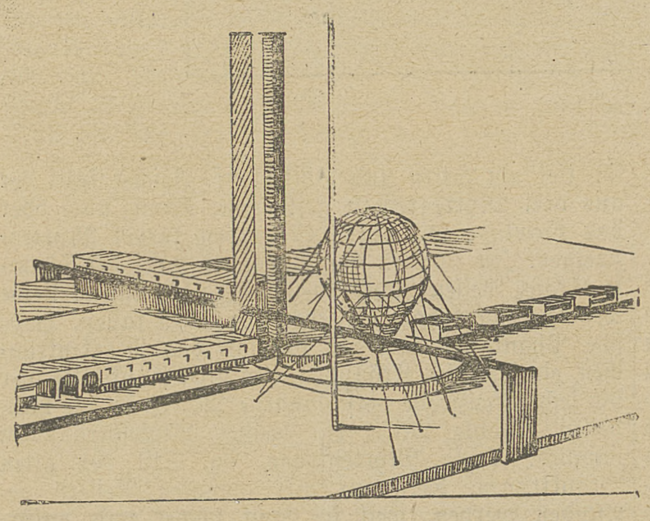
Es wird geprobt. Beim erstenmal macht es ihr Spaß und, als der gestrenge Herr Regisseur noch nicht zufrieden ist und eine Wiederholung verlangt, weil in der Komparserie noch irgend etwas nicht stimmt, freut sie sich sogar darüber. Beim achtzehnten Mal beginnt sie müde zu werden. Das sind immerhin schon fast zwei Stunden, die sie auf Zehenspitzen verbringt, und jede Probe erfordert mindestens 100 Meter Tanz. Selbst Nichtmathematiker können ausrechnen, daß Mae 1,8 Kilometer auf Zehenspitzen gewandert ist. — Beim neunzehnten Mal funktioniert der Apparat nicht. Am Objektiv ist irgend etwas nicht in Ordnung. Beim fünfundzwanzigsten Mal ist Mae schon zu apathisch, um zu schimpfen. Als sie beim siebenundzwanzigsten Mal erfährt, daß das Negativ gerissen sei, fügt sie sich gottergeben und, als sie sich beim dreißigsten Mal mit ihrer letzten Kraft ausrechnet, daß sie drei Kilometer auf Zehenspitzen getanzt hat, fühlt sie sich kaum noch stark genug, den obligaten Weinkrampf zu bekommen.

Bayerns größte Brücke.



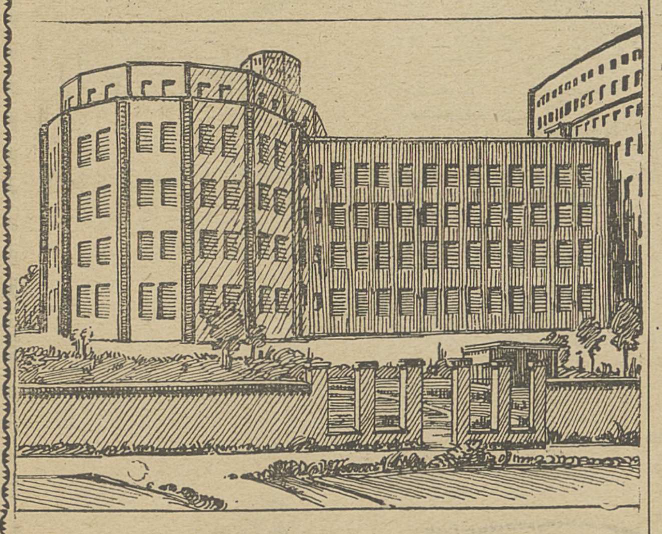
Die neue Brücke über die Donau bei Deggendorf ist in Betrieb genommen worden. Sie hat eine Länge von 417 m und ist die größte Brücke Bayerns.

Die erste Architekturausstellung in Moskau.



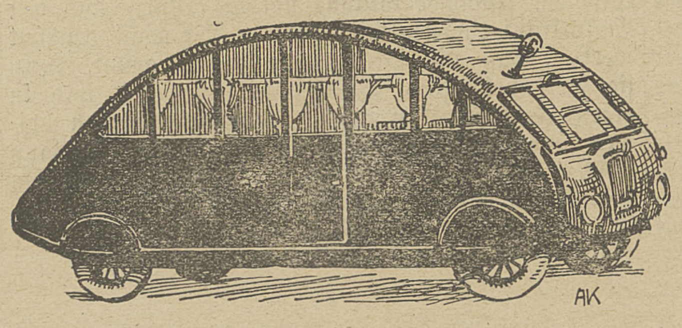
Das Lenin-Institut, ein phantastischer Entwurf des Architekten Leonidow. Der Turm enthält eine Bibliothek mit 12 Millionen Bänden. Die Kugel ist ein Auditorium für 4000 Menschen; sie kann durch Sektoren in 8 Säle geteilt werden.

Das neue Oberpostdirektionsgebäude in Berlin.



Das monumentale Gebäude der Oberpostdirektion am Litzensee in Berlin ist fertiggestellt und bezogen worden.

Die Straßenjacht.



In London gibt es für reiche Leute ein neues Auto, das mit allem nur denkbaren Komfort ausgestattet ist. Im Innern sind zwei elegante Schlafkabinen, ferner Schreibtisch, Klubsessel, Grammophon, Bibliothek, natürlich auch ein Radio.

Ratschläge für die Krankenstube.

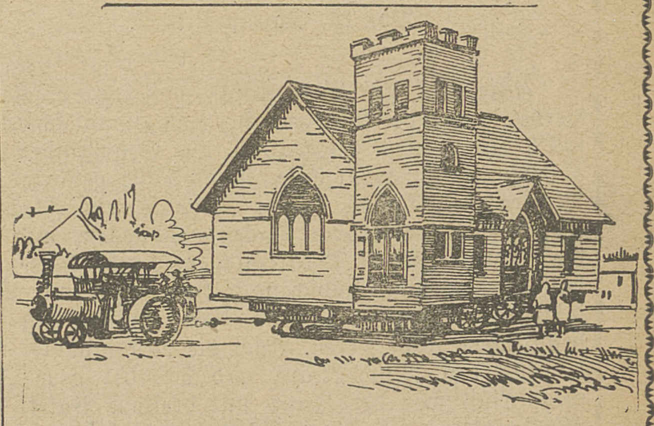
Wer einen geliebten Patienten daheim pflegt und dabei mit jedem Groschen rechnen muß, dem kommen vielleicht folgende Ratschläge zur Verbilligung hochnotwendiger Requisiten für die Krankenstube gelegen:

1. Medikamentenschrank. Man lasse sich von seinem Kolonialwarenhändler eine der dreiteiligen Apfelsinenkisten dedizieren, die im Winter geleert, im wahren Sinne des Wortes auf der Straße liegen. Ueberflüssige Holzteilchen und Nägel entferne man. Beziehe dann die drei Holzwände die Oberfläche und evtl. die Innenflächen mit einem vorhandenen, billigen Stoff. Vorn kann ein ziehbares Vorhängchen angebracht werden. Man hat also 3 offene Schubladen und kann zu unterst das weniger oft Gebrauchte legen. Auf der Obenseite kann man mit etwas Gewandtheit, da der Raum nicht groß, Verbände usw. präparieren.

Nachtstuhl. Da dies eine besonders große Ausgabe, fertigte ich mir zur vollen Zufriedenheit meines Patienten einen solchen folgendermaßen an: Aus einem alten Rohrstuhl schnitt ich den kaputten Rohrsitz vollends heraus. Dann zerschnitt ich eine ältere Friesdecke in gut handbreite Streifen, umwickelte, ohne umzunähen, da jede Naht weh tut, die Holzsitzteile. Und zwar dreimal, sodaß eine dicke weiche Polsterung entstand, die dem Patienten wohl tut. Diese dreifache Polsterung verändert auch in richtiger Weise die Oeffnung des nun fehlenden Rohrsitzes. Nun stellt man einfach einen hohen Emaillekücheneimer darunter und ein praktischer, leicht zu hantierender Nachtstuhl, der so gut wie nichts kostet, ist fertig.

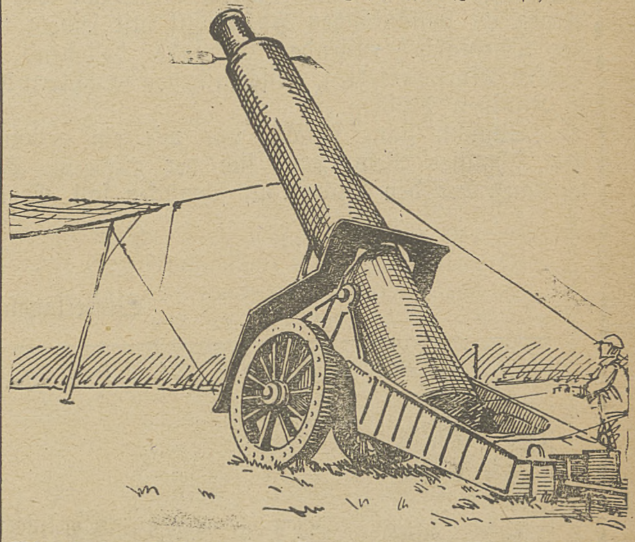
Anna Schwabacher-Bleichröder.

Eine Kirche auf Rädern,

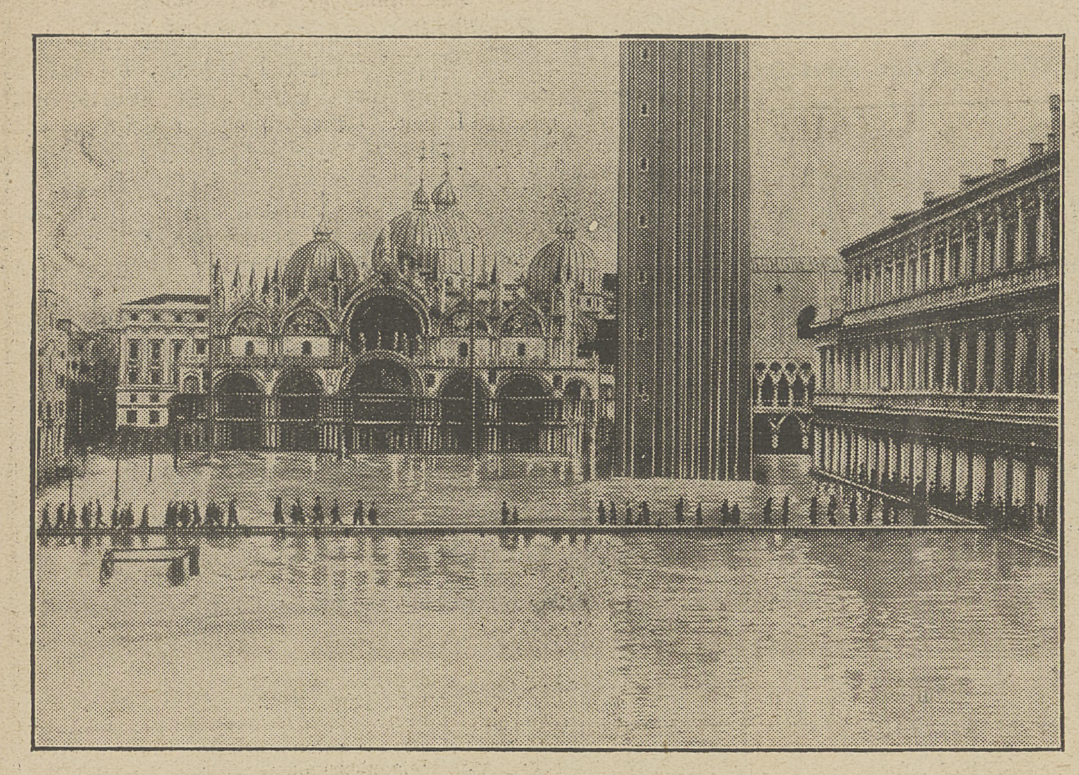


die mittelst zweier Schlepper in entferntere Gegenden, die keine Kirche haben, gefahren wird. In Amerika existieren zahlreiche Kirchen auf Rädern.

Der aus der Kanone geschossene Mensch.



Mittels einer 8,50 m langen Kanone (Durchmesser 60 cm) schießt Paul Leinert, ein bekannter Artist, eine Dame 40 m hoch. Die aus der Kanone geschossene Frau wird dann von einem Netz aufgefangen.



Der Markusplatz in Venedig unter Wasser. Der Markusplatz in Venedig ist von den Wassern der Adria überflutet. Unsere Aufnahme zeigt ihn mit den für das Publikum hergestellten Notwegen.

Japanische Kunst.



Eröffnung der Kunstausstellung der königlichen Kunstakademie in Tokio. Eine Holzschnitzerei von Ryo Goto, bezeichnet mit „Tencho". Sie soll die „Ewigkeit von Himmel und Erde" darstellen.

Unter dem Myrtenkranz.

Von R. Kaulitz-Niedeck.

(Nachdruck verboten.)

Wie denkt ihr Bubenköpfe, daß ihr ausschauen werdet, wenn der Myrtenkranz euch einmal schmücken soll? So fragen gelegentlich die Gegnerinnen der abgeschnittenen Haarzöpfe. Denn einst gehörte zum Myrtenkranz volles Haar; vielleicht ein Flechtenkrönchen, Knoten oder Locken, Schnecken, und wo die Natur nichts Derartiges geschenkt hatte, da half die Haarkunst hübsch nach. Haarfrisur und Myrtenkranz müssen in schöner Uebereinstimmung den bräutlichen Kopf zieren. Auch die Mode dichtet weiter für den Myrtenkranz und erfindet neue Formen. Einst war der Kranz mit breitem Bukett aus Myrtengrün, daß über Scheitelmitte saß, viel gewählt. Oder der Kranz, dessen Seiten von den Schläfen herab kleine lose Zweige hängen ließen, oder verschlungene Myrtenketten, die sich um die Haartuffs legten. Nach eigenem Geschmack war der Kranz im holländischen Haubenstil mit seinem über der Ohrmuschel ruhenden Gewinde, bestehend aus dichten Myrtenrosetten, zwischen denen schüchtern blasse Knospen blühten.

Schlicht, ganz schlicht, nur wie ein gewundenes, schmales Reis, zeigt sich der moderne Myrtenkranz, der den Bubenkopf schmücken soll. Er legt sich tief um Stirn und Hinterkopf. Reicher fällt der aus drei Myrtenreisern geflochtene Kranz aus, oder das Gewinde mit aufrechtstehenden kurzen Myrtenzweigen. Zu ovalem Gesichtsschnitt paßt der schmale Kranz, dessen Rand ineinandergeschlungene kleine Myrtenringe trägt, die über die Stirn fallen. Hübsche Phantasien bewegen sich um das Myrtenkrönchen, ein schmales Kränzchen, das über Kopfmitte vier bis sechs kreuzweise verschlungene Myrtenzweige hält, dessen erhöhte Mitte ein weißes Blütensträußchen schmückt. Diese Myrtenkrone, im Stil der alten Brautkronen, darf nur aus schmalen Reisern gewunden werden, weil sie sonst schwer und unförmig auf dem modern frisierten Kopf ruht.

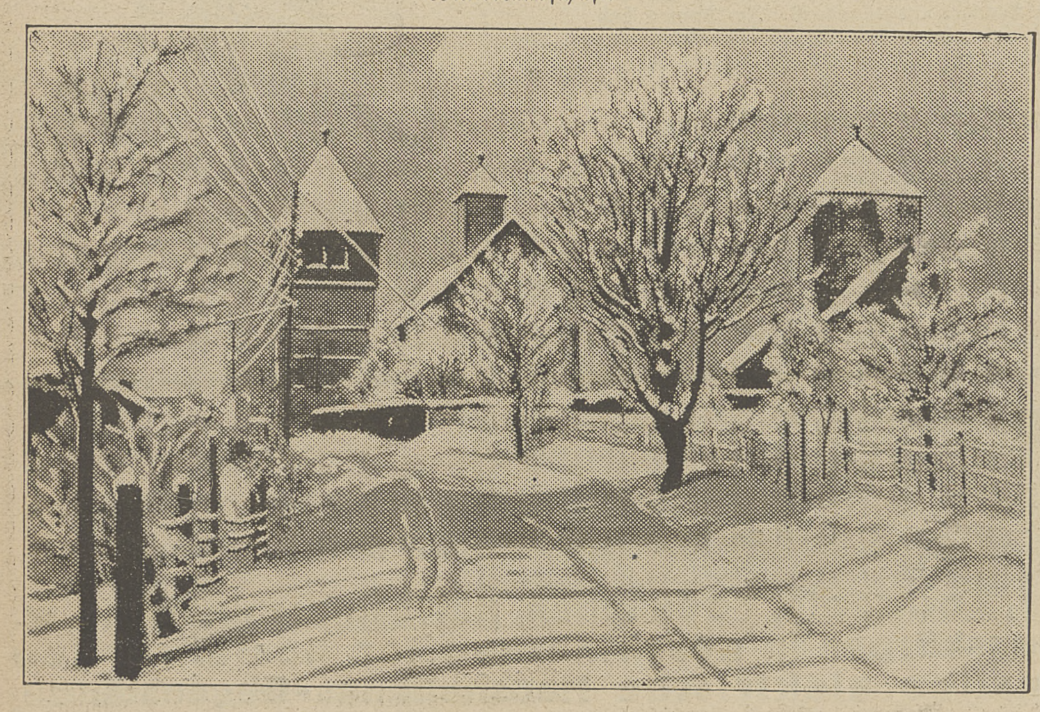
Wird der Brautkranz vom selbstgezogenen Myrtenstock genommen, so achte man darauf, daß seine Blütenknospen ein wenig tauig sind und Frucht in das Gewinde komme. Und weil selbst dem modernen weiblichen Geschlecht in eine verborgene Seelenfalte ein frommer Glaube um die Myrte und den Brautkranz eingesenkt ist, darf es hier wohl erwähnt werden, daß die Brautmyrte weiter grünt, wenn sie in ein feuchtes Seidenpapier gewickelt und in einen Karton getan wird. Die Blütenknospen brechen sogar auf, bleiben in ihrer Hülle eine Zeitlang frisch und helfen den Glauben verbreiten: vom sinnbildlich weitergrünenden Lebensglück.

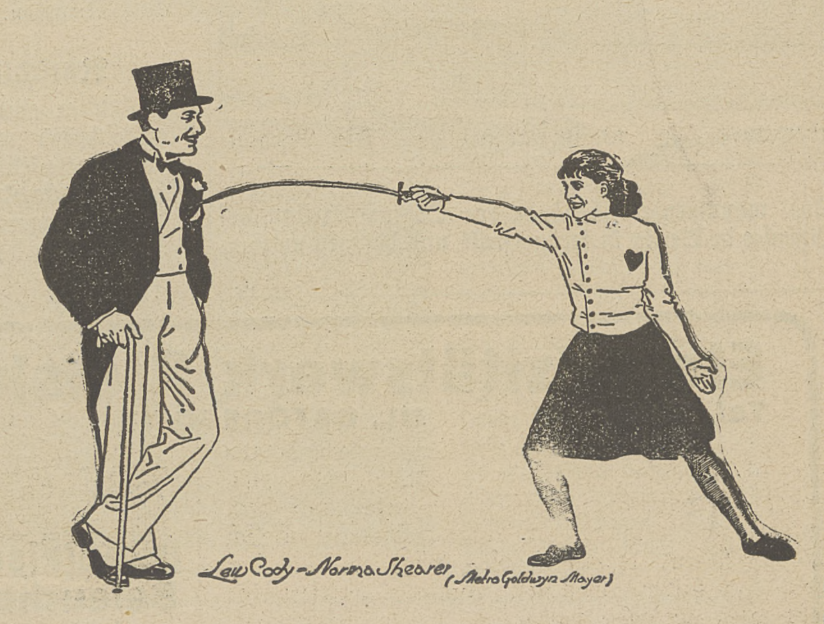
Entenjagd.



Der passionierte Jäger kennt im Spätherbst kein größeres Vergnügen als die Entenjagd am frühen Morgen.

Winterlandschaft.





Lew Cody und Norma Shearer, im neuen Metro Goldwyn-Mayer-Film „Hochzeitsnacht zu Dritt".

Der Wirtschaftsfreund.

Vom Winterschlaf der Pflanzen.

Von Professor Dr. W. Migula (Eisenach).

Wenn der Wind über Stoppeln weht, Büsche und Bäume ihren bunten Herbstschmuck angelegt haben, und die länger werdenden Abende den Wanderer frühzeitig zur Heimkehr mahnen, bereitet sich auch die Pflanzenwelt bei uns allmählich zur Winterruhe vor. Zwar blühen noch vereinzelte Herbstzeitlosen und Astern, aber die ganze Natur macht einen müden Eindruck, als wenn sie sich nach der Ruhe, nach dem Schlaf, sehnte.

Bei uns sind es hauptsächlich die Abnahme der Wärme und des Tageslichtes, die das Einschlafen der Pflanzenwelt bewirken, in den heißen Ländern ist gerade im Gegenteil die zunehmende Hitze des Sommers und die damit verbundene Trockenheit vielfach die Ursache einer Ruheperiode. Wir finden da z. B. in den sogenannten Catnigas Brasiliens Laubwälder, die mit Beginn der Trockenheit, des Sommers, ihr Laub abwerfen, und mit Beginn des Winters sich neu begrünen. Sie schützen sich durch den Laubfall vor zu großer Wasserverdunstung in der heißen, trockenen Zeit, denn die Wurzeln würden die großen Massen von Wasser in der Trockenzeit nicht aufnehmen können, den die großen Blattflächen verdunsten. Gibt doch an heißen Sommertagen ein großer Baum, z. B. eine Eiche bei uns gegen 400 Liter Wasser durch Verdunstung innerhalb 24 Stunden ab, die alle von den Wurzeln aufgesaugt und nach oben geschafft werden müssen.

Wie will man das beweisen? wird mancher fragen. Aber es ist bewiesen und zwar auf Milligramme genau, indem man die Verdunstung eines einzelnen Baumes durch eine genaue Wage ermittelt und die Größe der Blattfläche feststellt. Ein Baum, der eine Million solcher Blätter hat, verdunstet eine Million mal soviel. Und daß die Verdunstung einer Pflanze an heißen Tagen manchmal größer ist, als die Zufuhr durch die Wurzeln, sehen wir besonders deutlich an Rüben, deren Blätter an sonnigen Sommertagen nachmittags ganz schlaff geworden sind. Ueber Nacht, wo die Verdunstung durch die eintretende Kühle vermindert wird, erholen sie sich wieder und am Morgen stehen sie frisch und munter da. Es ist nicht der Morgentau, der sie erfrischt, denn die Pflanzen nehmen durch die Blätter kein Wasser auf, aber in der mit Feuchtigkeit gesättigten Luft verdunsten die Pflanzen kein Wasser, und ihre Zellen können sich mit dem von den Wurzeln zugeleiteten wieder frisch füllen.

Nun kommt scheinbar etwas ganz Ungereimtes, wenn man behauptet, daß sich die Pflanzen durch den Laubfall im Winter auch bei uns vor dem Vertrocknen bewahren wollen. Und doch ist es so. Denn die Lebenstätigkeit der Pflanzen und damit auch der Wurzeln sinkt bei Temperaturen, die sich dem Nullpunkte nähern, ganz außerordentlich; aus gefrorenem Boden können die Pflanzen überhaupt kein Wasser aufnehmen. Die Verdunstung aber bleibt bestehen, sie wird zwar an kalten Tagen ziemlich gering werden, an sonnigen warmen Tagen aber doch sehr viel größer sein, als die Zufuhr von Wasser durch die Wurzeln. Denn der Boden erwärmt sich nicht so schnell und bleibt oft noch in der Tiefe gefroren, auch wenn die Sonne Frühlingstage vortäuscht.

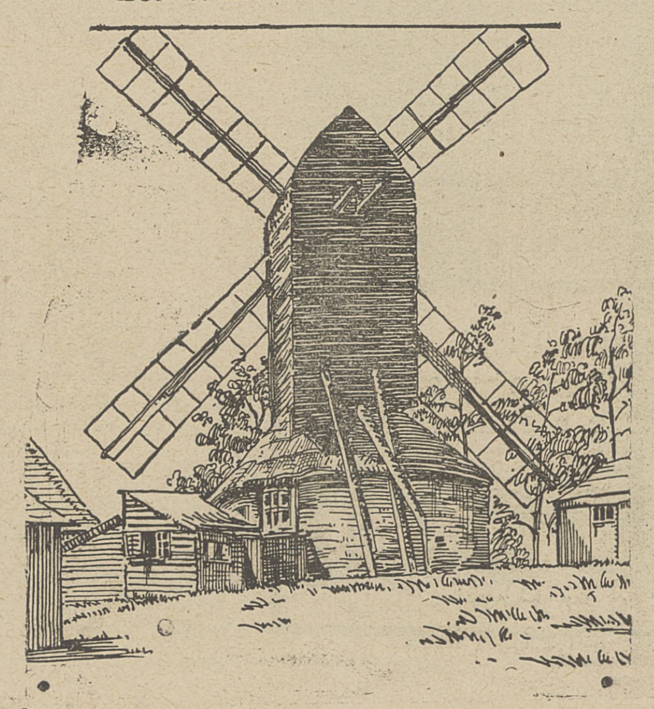
Behielten nun die Bäume ihre großen verdunstenden Blattflächen, so würden sie im Winter unfehlbar vertrocknen, und zwar um so sicherer und schneller, je kälter der Winter ist. Ein recht deutliches Beispiel für den Zusammenhang zwischen zu großer Verdunstung durch die Blätter und dem trocknen der Pflanzen im Winter, das gewöhnlich als „Erfrieren" bezeichnet wird, zeigt bei uns der Efeu. In kalten, trockenen Wintern „erfriert" er mehr oder weniger immer, d. h. er vertrocknet, was sich durch braune Verfärbung der Blätter und schließlich wirkliches Dürrwerden derselben zu erkennen gibt. Daß es ein Vertrocknen und kein Erfrieren ist, läßt sich dadurch ohne Schwierigkeit beweisen, daß der Efeu so gut wie niemals auf der Nordseite abstirbt, sondern immer nur an recht von der Sonne beschienenen, also an den wärmsten Stellen. Hier ist eben an sonnigen Wintertagen die Verdunstung viel größer als die spärliche, von den Wurzeln aus dem gefrorenen Erdreich zugeführte Wassermenge. Aehnlich ist es mit anderen wintergrünen Laubgewächsen, z. B. mit der Stechpalme (Ilex aquifolium), und der Mahonie (Mahonia aquifolium), die beide in einem Klima mit großer Winterfeuchtigkeit heimisch sind und bei uns im Winter leicht vertrocknen.

Bei den Nadelhölzern liegen die Verhältnisse insofern anders, als die verdunstenden Flächen der Nadeln ja sehr viel geringer sind als bei den breiten Blättern der Laubhölzer. Außerdem sind die Nadeln der meisten Arten durch besonders dickwandige Außenschichten noch sehr gut gegen zu starke Verdunstung geschützt. Wo letzteres nicht der Fall ist, wie bei der Lärche, und dem aus Ostasien stammenden mehr mit Laubblättern geschmückten Gingko, fallen Nadeln bezw. Blätter auch im Herbst ab.

Wir können also den Laubfall im Herbst in erster Linie als notwendig für die Pflanzen ansehen, um sie vor dem Vertrocknen zu schützen. Mit dem Laubfall beginnt aber auch ihre Winterruhe. Bei anderen freilich, wie bei dem Wintergetreide, fängt jetzt ein neues Leben an, Weizen und Roggen keimen und bedecken allmählich den braunen Ackerboden mit frischem Grün, und die Wiesen zeigen bei mildem Wetter im Spätherbst oft eine Frische, als ginge es in den Mai hinein. Aber auch hier hört mit der eintretenden Winterkälte das Wachstum auf und bei Frost und Eis steht jede Weiterentwicklung still.

In diesem Stillstehen der Entwicklung haben wir den eigentlichen Winterschlaf der Pflanzen zu erblicken; denn das Leben stirbt in ihnen ja nicht ab, viele Funktionen gehen weiter, nur sind sie entsprechend den ungünstigen Bedingungen erheblich herabgesetzt. Die Pflanzen atmen z. B. weiter, denn jedes Leben erlischt, wenn die Atmung ganz unterbunden wird. Meint man es mit den Rosen im Herbst gar zu gut und packt sie so fest in Stroh oder Papier ein, daß der Zutritt der freien Luft ganz verhindert wird, so sterben sie gerade in milden Wintern doch ab, aber sie sind nicht erfroren, wie die meisten glauben, sondern erstickt.

Die Windmühle als Kirche.

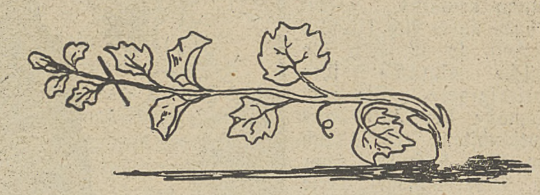


In Reigate (England) ist eine Windmühle als Kirche eingerichtet worden.

Das Stutzen der Gurkenpflanzen.

Mit Abbild. Nachdruck verboten.

Manche Gartenbesitzer klagen immer wieder darüber, daß ihre Gurken trotz guter Düngung doch stets nur geringen Ertrag bringen. Woran mag das liegen? Vielfach wohl am Standort. Gurken verlangen viel Wärme und sind namentlich im Anfang des Wachstums sehr empfindlich gegen kalte Zugluft. Man verlege darum das Gurkenbeet an die geschützteste Stelle des Gartens. Schutz gegen Winde gewähren auch Randpflanzungen von Puffbohnen, Erbsen und Stangenbohnen. Ferner dürfen Gurken nicht allzu dicht stehen. Die einzelnen Ranken bedürfen zu ihrer kräftigen Entwickelung viel Platz. Ein Abstand in der Reihe von 40—50 Zentimetern sollte gegeben werden. Läßt man Gurken ohne weitere



Behandlung freiwachsen, so werden meistens viel mehr männliche Blüten als weibliche erzeugt, während doch gerade die letzteren dem Anbauer die gewünschten Früchte liefern. Eine Vermehrung der Zahl der weiblichen Blüten wird durch das Stutzen der Ranken erzielt. Hierbei verfährt man folgendermaßen: Haben die jungen Pflanzen 3 Blätter, außer den beiden Keimblättern, entwickelt, kneife man die Spitze aus, was mit Daumen und Zeigefinger leicht zu bewerkstelligen ist. Dabei ziehe man die Erde bis an die Keimblätter heran, wodurch eine stärkere Bewurzelung erzielt wird. Aus den Blattwinkeln bilden sich nun 2—3 Triebe, die auf dem Beet gut verteilt werden. Haben diese Triebe 6—7 Blätter entwickelt, wird ihnen ebenfalls die Spitze genommen. Weiter sich bildende Austriebe werden über dem untersten Blatt gekürzt. Beachtet man diese Winke und vergißt dabei nicht, daß Gurken viel Feuchtigkeit (Dungguß) bedürfen, — aber stets zwischen den Reihen gießen, niemals überbrausen, — so wird sich schon ein zufriedenstellender Fruchtansatz entwickeln. th.

Vermehrung der Rosen durch Absenker.

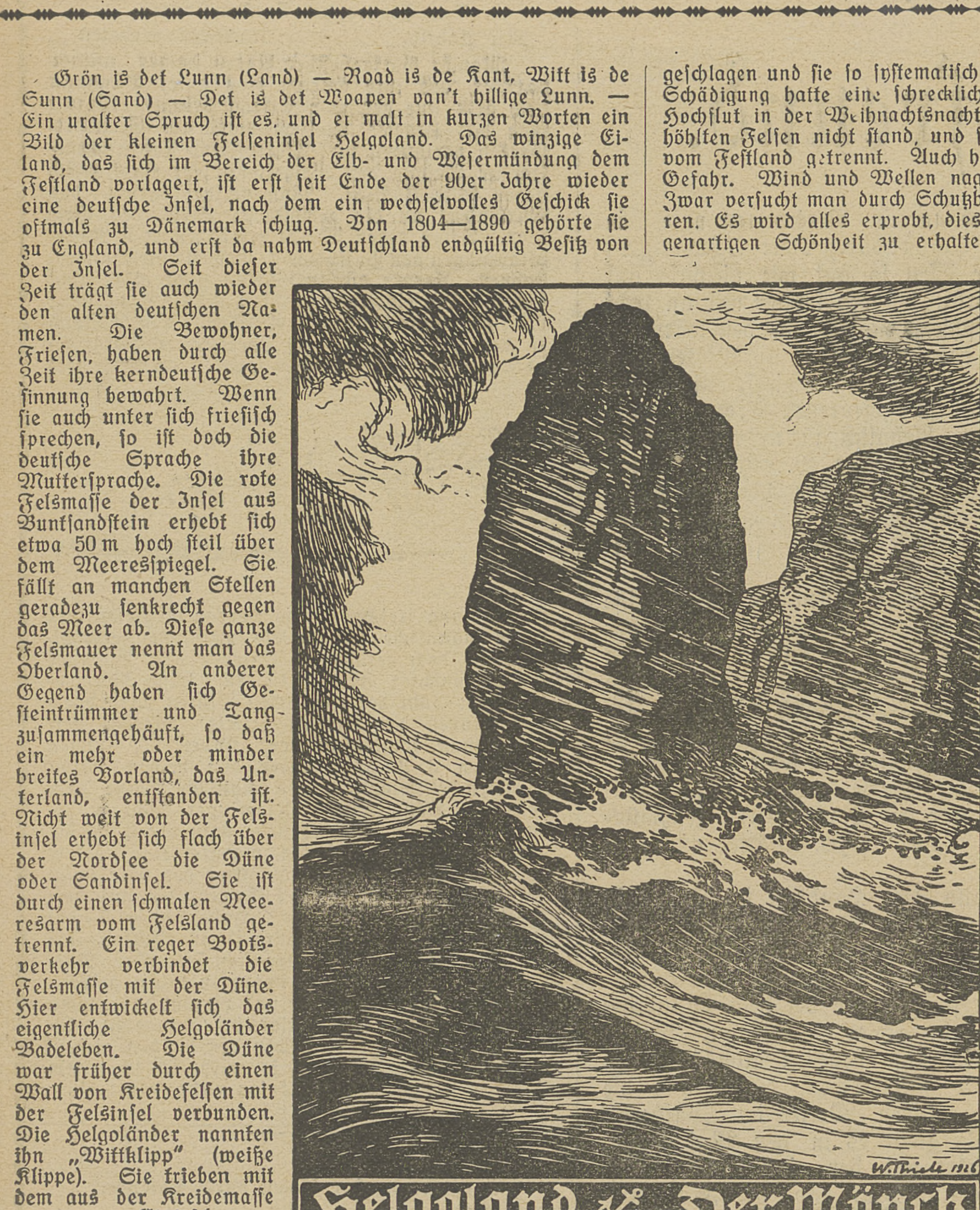
Mit Abb. Nachdr. verb.

Fast alle Rosen, die wir in den Gärten antreffen, sind veredelt. Das hat seinen Grund darin, daß unsere edlen Sorten durchweg zu schwachwüchsig sind, erst das kräftige Wurzelnetz der wilden Rose, rosa canina, gibt dem durch die Kunst des Gärtners eingesetzten edleren Teil kräftiges Wachstum. Aber immerhin gibt es doch wieder manche Sorten unter unseren Buschrosen, die sich auch wurzelecht ziehen lassen. Hierher gehören die meisten Monatsrosen, ferner Capitain Christy, Fisher and Holmes, Schneekönigin, Eugène Fürst, Souvenir de la Malmaison, Général Jacqueminot. Wurzelechte Rosen bieten zwei große Vorteile: Die vom Frost gern angegriffene Veredelungsstelle fehlt — sie sind also tatsächlich winterhart und ausdauernd — und man hat nicht ständig mit dem aus der Wildlingswurzel hervorschießenden



wilden Triebe zu kämpfen. Die Heranzucht wurzelechter Rosen kann durch Stecklinge und durch Absenker geschehen. Letzteres Verfahren ist das einfachere und gestaltet sich folgendermaßen: Die geeignetste Zeit ist der Juli, allenfalls noch die erste Hälfte des August. Einige nahe dem Erdboden liegende Zweige biegt man herunter. Vom 5. bis 6. Auge an (von der Spitze des Triebes gerechnet) entfernt man die Blätter und senkt diesen Teil des Triebes in die Erde. Durch eine Krücke wird er in dieser Lage festgehalten (Siehe Abb.). Ein gleichmäßiges Feuchthalten des Erdbodens beschleunigt die Wurzelbildung. So bleibt der Busch bis zum nächsten Frühjahr unberührt. Zur Pflanzzeit wird der Zweig vom Mutterbusch abgeschnitten, mit Wurzelballen herausgenommen und als selbständige Pflanze an gegebener Stelle wieder als neu wurzelechter Busch eingesetzt. th.

Grön is det Lunn (Land) — Road is de Kant, Witt is de Sunn (Sand) — Det is det Woapen van't hillige Lunn. — Ein uralter Spruch ist es, und er malt in kurzen Worten ein Bild der kleinen Felseninsel Helgoland. Das winzige Eiland, das sich im Bereich der Elb- und Wesermündung dem Festland vorlagert, ist erst seit Ende der 90er Jahre wieder eine deutsche Insel, nach dem ein wechselvolles Geschick sie oftmals zu Dänemark schlug. Von 1804—1890 gehörte sie zu England, und erst da nahm Deutschland endgültig Besitz von der Insel. Seit dieser Zeit trägt sie auch wieder den alten deutschen Namen. Die Bewohner, Friesen, haben durch alle Zeit ihre kerndeutsche Gesinnung bewahrt. Wenn sie auch unter sich friesisch sprechen, so ist doch die deutsche Sprache ihre Muttersprache. Die rote Felsmasse der Insel aus Buntsandstein erhebt sich etwa 50 m hoch steil über dem Meeresspiegel. Sie fällt an manchen Stellen geradezu senkrecht gegen das Meer ab. Diese ganze Felsmauer nennt man das Oberland. An anderer Gegend haben sich Gesteintrümmer und Tang zusammengehäuft, so daß ein mehr oder minder breites Vorland, das Unterland, entstanden ist. Nicht weit von der Felsinsel erhebt sich flach über der Nordsee die Düne oder Sandinsel. Sie ist durch einen schmalen Meeresarm vom Felsland getrennt. Ein reger Bootsverkehr verbindet die Felsmasse mit der Düne. Hier entwickelt sich das eigentliche Helgoländer Badeleben. Die Düne war früher durch einen Wall von Kreidefelsen mit der Felsinsel verbunden. Die Helgoländer nannten ihn „Wittklipp“ (weiße Klippe). Sie trieben mit dem aus der Kreidemasse gewonnenen Gips schwunghaften Handel. In rücksichtsloser Weise wurden Löcher in die Felsen geschlagen und sie so systematisch unterhöhlt. Diese gewaltsame Schädigung hatte eine schreckliche Wirkung. Der gewaltigen Hochflut in der Weihnachtsnacht von 1720 hielten die ausgehöhlten Felsen nicht stand, und so wurde die Düne für immer vom Festland getrennt. Auch heute droht der Insel dauernd Gefahr. Wind und Wellen nagen an den morschen Klippen. Zwar versucht man durch Schutzbauten den Elementen zu wehren. Es wird alles erprobt, dies Fleckchen Erde in seiner eigenartigen Schönheit zu erhalten. Unvergeßlich wird jedem ein Tag auf Helgoland bleiben. Wer einmal über das grüne Oberland gewandert ist und über die roten Klippen zu der weißen Düne geschaut hat, der spricht leis den alten Spruch eingangs meiner Zeilen, und wenn er ihn fern von Helgoland sich in Gedanken wiederholt, gleich wird die kleine Insel farbenleuchtend vor ihm stehen. Auf dem Oberland stehen nette, saubere Häuschen, das Kirchlein und der berühmte Helgoländer Leuchtturm. Weithin sendet er den Schiffen sein Blinkfeuer. Ein Denkstein erinnert an die Besitzergreifung Helgolands durch Kaiser Wilhelm den Zweiten 1890. Das Oberland ist mit dem Unterland durch Treppe und Fahrstuhl verbunden. Auf dem Unterland sind das Kurhaus, die Warmbäder und vor allem natürlich die Hafenanlagen. Hier hat man einem großen deutschen Dichter ein Denkmal gesetzt. Es ist Hoffmann von Fallersleben, der auf diesem Fleckchen Erde unsere Nationalhymne sang. — Wieviel Menschen haben bis heute Freude an Helgolands Schönheit empfunden! Möge es auch weiter allen zerstörenden Gewalten trotzen und bleiben, was es ist: ein Kronjuwel des Nordseestrandes.



Hilde Kraushaar.

Wie Charlie Chaplin heute aussieht.



Champlins Haar ist während des Eheprozesses, der jahrelang dauerte und den Künstler den größten Teil seines Vermögens kostete, ergraut.

Ein Winzerroman.

Der neue Roman von Clara Viebig „Die goldenen Berge“, den die Deutsche Verlagsgesellschaft-Stuttgart Anfang Oktober herausbrachte, spielt an der Mosel und ihren Bergen, deren rebenbewachsene Hänge die Sonne mit südlicher Leuchtkraft bestrahlt. In meisterlich gesteigerter Handlung und wohltuend schlichter, ungekünstelter Sprache rollt sich vor unsern Augen das Leben des Winzers ab mit all seinen Nöten und Hoffnungen, seiner starken Liebe zur engeren Heimat, seinem treuen Festhalten am größeren Vaterlande dem Reiche. Von Kapital zu Kapital wächst die Anteilnahme an dem Geschick der geschilderten Personen. Zu tiefst erschüttert sehen wir Menschen mit unbegrenztem Gottvertrauen und eiserner Willenskraft vom Unglück verfolgt, von Gewalten niedergerungen, gegen die sie, jeder Einzelne für sich, in ohnmächtigem Schmerz vergeblich ankämpfen, deren sie aber Herr werden, sobald sie sich zu gemeinsamem Tun zusammenschließen. In der Schilderung jener Abwehr- und Verzweiflungstaten, dem Sturm auf das Finanzamt, der Befreiung der verhafteten Winzer und in der psychologischen Begründung jener Szenen erhebt sich Clara Viebig zu einer Höhe, wie Zola sie in seinem „Germinal“ erreicht hat. Noch ein weiterer Vergleich mit dem großen Realisten drängt sich auf. Wenn sie uns von der hochgelegenen Kammer eines bedrohten Winzerhauses aus das gefräßige Wüten der zu einem gewaltigen Strome angeschwollenen Mosel miterleben läßt, werden wir an Zolas Meisternovelle „L'Inondation“ gemahnt. Hier wie dort ein untrüglicher Blick für das Wesentliche und seine Wiedergabe in dramatisch-bewegter Form. —

Mit besonderer Liebe sind die weiblichen Charaktere gezeichnet: tief gläubig, voll Demut und doch starkmütig im Ertragen schwerster Schicksalsschläge, vorbildlich als Gattin und Mutter die Frau des Winzers Bremm; erfüllt von Sehnsucht nach Liebe und einem ihr freudloses Dasein ausfüllenden Inhalt, unbeschwert von Vorurteilen und Verboten die Stunde nützend, die ihr beides beschert, und tapfer die Folgen jenes Schritts auf sich nehmend Nettchen Schmitz, die bucklige Näherin. Voll sonniger Fröhlichkeit als unschuldiges Mädchen, von Gewissensbissen niedergedrückt, zu grausiger Tat entschlossen als verlassenes, schamhaftes Weib, dann aber in der Hingabe an ihre Pflichten und das Kind zu ihrem besseren Selbst zurückfindend, die älteste Tochter des Winzerhauses Maria Bremm, eine Gestalt, die so lebendig vor uns steht, daß wir das quellfrische Lachen ihrer Unschuldstage und das wehe Stöhnen ihrer Verlassenheit zu hören wähnen. —

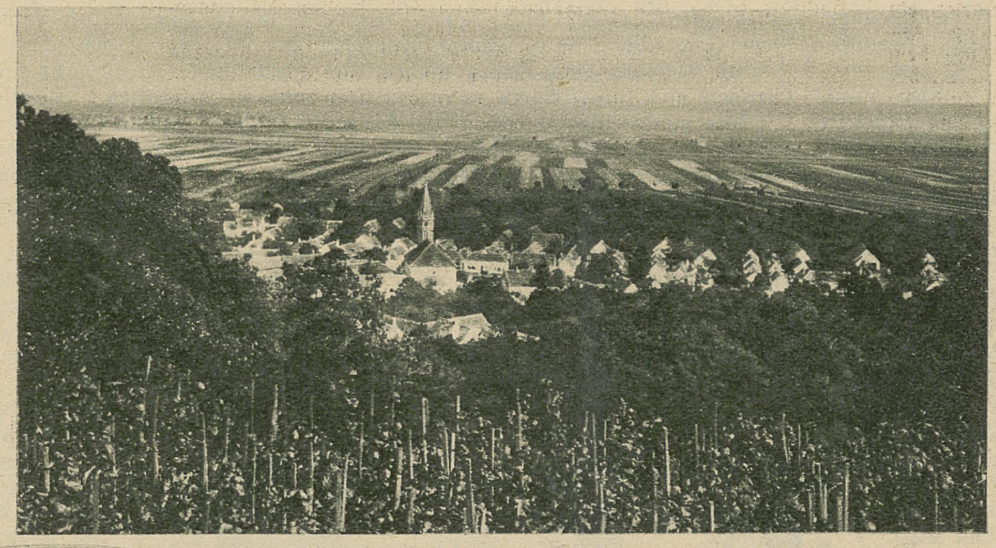
Mit diesem Buch hat uns die große Tochter der Rheinlande ein Werk geschenkt, das uns Ehrfurcht vor der harten, wenig einträglichen, mit Gottvertrauen geleisteten Arbeit des Winzers lehrt und das uns Deutsche mahnt, im hart ums tägliche Brot ringenden Stammesgenossen den Bruder zu sehen und seine Not als die unsrige zu fühlen und mitzutragen.

Bei den Hienzen in Agendorf

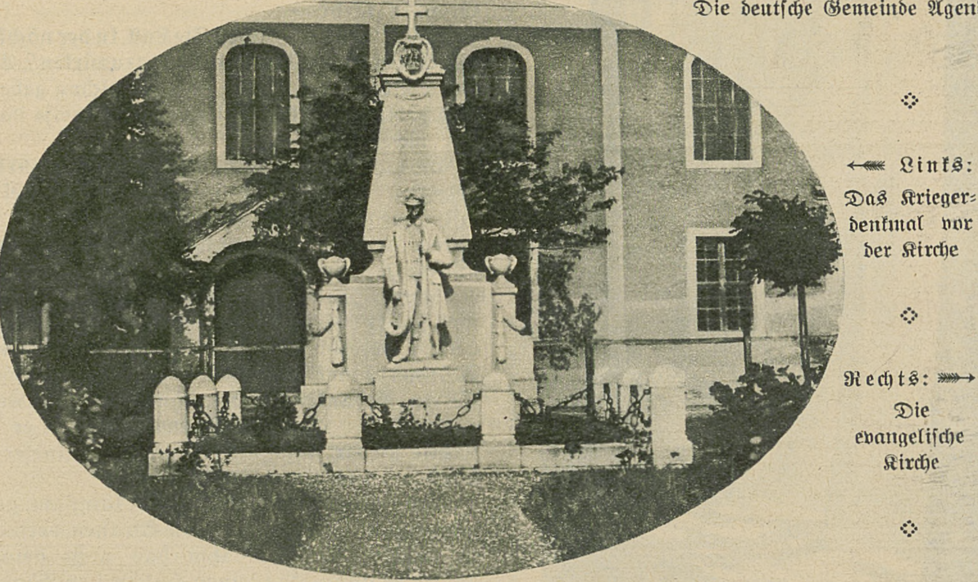
Ein Ausschnitt aus dem Deutschtum in Westungarn

Von Ödenburg aus, der alten Römer- und Karolingerstadt, die schon im Jahre 860 als Odinburch erwähnt wird, führt mich an einem schönen Sommernachmittag der Weg nach der deutschen Gemeinde Agendorf unmittelbar an der westungarischen Grenze. Zu meiner Rechten dehnt sich behaglich die fruchtbare Ebene, die sich hinüber zum Neusiedler See erstreckt; zu meiner Linken steigen schön bewaldete Berge empor, und nach einem angenehmen Spaziergang nimmt mich die breite Gasse von Agendorf auf.

Was sind das für niedliche Häuschen hinter den schattigen Kastanienbäumen! Langgezogene Höfe, die zwei, drei Familien beherbergen, sind bevölkert von Schwärmen von Kindern, die sie mit dem fröhlichen Getümmel ihrer



Die deutsche Gemeinde Agendorf in Westungarn





Links: Das Kriegerdenkmal vor der Kirche

Rechts: Die evangelische Kirche

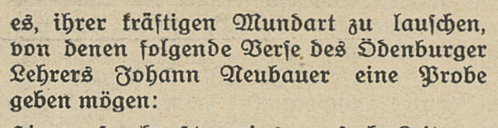
Spiele erfüllen! Fürwahr, hier trifft das Sprichwort zu, das ich einmal in einer anderen deutschen Gemeinde Westungarns hörte: „Viel Kinder, viel Segen!", — und auch ein anderes scheint sich zu bewahrheiten, das da lautet: „Gibt Gott 's Haserl, so gibt er a 's Graserl!" Sie sind ja nicht gerade reich und durchaus keine Großgrundbesitzer, die Agendorfer Hienzen, deren Name von Kaiser Heinrich III. herrühren soll, der im 11. Jahrhundert deutsche Ansiedler in das heutige Burgenland rief. Doch gibt es unter ihnen, die zumeist Bauern sind, auch keine Armen, und jeder hat sein Auskommen. Mit unermüdlichem

Agendorfer Hienzen in Festtracht

Fleiß pflegen sie ihr schönes Hornvieh, bauen in der Ebene Weizen, Kartoffeln, Rüben und erschrecklich viel Bohnen, pflanzen an den Berghängen ihre Obstbäume, Reben und Edelkastanien. Knorrig und gesund, zählebig in Sitte und Brauch ist dieses deutsche Bauerntum. In den Häusern findet sich noch schöner alter Hausrat, stehen alte Stühle und Himmelbetten.

An Festtagen tragen Burschen und Mädchen eine schmucke Tracht, und bei diesen festlichen Anlässen pflegen auch die Vereine auszurücken. Da holen die Veteranen Federhut und ungarischen Säbel aus dem Schrank und zeigen sich in ihrer ganzen militärischen Pracht. Da ziehen die Fahnenträger des Gesangvereins „Liederstrauß" die langen Röhrenstiefel, die weißen Hosen, die blaue Samtjacke mit den goldenen Schnüren an und setzen das Federbarett auf, und auf dem geräumigen Platze vor der Kirche entwickelt sich lebhaftes Treiben.

Damit sind wir auch schon im Mittelpunkt des Dorfes angelangt, von dessen 2000 Bewohnern 1800 Protestanten sind. Ehemals hatten die Agendorfer nur ein einfaches Bethaus, und erst im 19. Jahrhundert erhielten sie das Recht, sich einen schönen Turm dazu zu bauen. Da sie nie einen adeligen Kirchenpatron hatten, sind sie es gewohnt, für Kirche und Schule die größten Opfer zu bringen, zu denen die nach Amerika ausgewanderten Dorfgenossen, die in inniger Fühlung mit der Heimat bleiben, nach Kräften beitragen. Ihren im Kriege gefallenen Helden hat die Gemeinde ein Denkmal errichtet, das vor der evangelischen Kirche in sorgfältig gepflegter Anlage steht. Es trägt die Inschrift „Unseren Helden" in deutscher Sprache. Denn das bei Ungarn verbliebene Gebiet von Ödenburg und Umgebung gehört dem geschlossenen deutschen Volksboden an und hat sich bei aller Treue zum ungarischen Vaterlande ein lebendiges deutsches Bewußtsein erhalten. Eine Freude aber ist

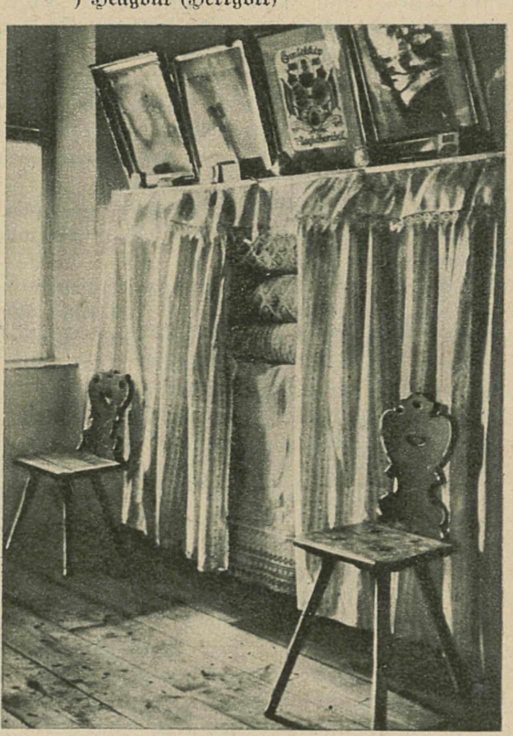


es, ihrer kräftigen Mundart zu lauschen, von denen folgende Verse des Ödenburger Lehrers Johann Neubauer eine Probe geben mögen:

Hienzn, sou hoaßt ma ins, oanfache Leit.
An tichtiga Oawat*), dou ham ma a Freid!
Un ba da vüln Oawat is froh insa Gmiat.
Ma singa dabei recht gern an schei's Liad.
Un ba jeda Oawat is de Heagout**) dabei:
Sou is's un sou bleib's in da schein'n Hienzerei!

Sonderbeitrag von Prof. E. Maenner.

*) Oawat (Arbeit)
**) Heagout (Herrgott)



Die schmucken Bauernbetten zeugen von dem Fleiß und der Kunstfertigkeit der Agendorfer Frauen



Fahnenträger des Gesangvereins „Liederstrauß"

Lachen, Lieben und Leiden

Eine Geschichte aus Alt-Weimar
von Stephan Georgi

Ein sonniger Nachmittag lag über Weimar, und die Menschen zeigten ihre Feiertagsgesichter.

Nur Thomas Brucht, der junge Musiker, nicht. Der stand mit klopfendem Herzen vor der Haustür und wagte noch immer nicht die Klingel zu ziehen. Wirre und ängstliche Gedanken flogen durch seinen Kopf. Wie, wenn er mich abweist, ohne mich zuvor zu hören? Wenn er meinen Vortrag schlecht findet? Wenn er zu viele Mängel, Fehler und Unvollkommenheiten entdeckt?

Die Gedanken des jungen Thomas schwankten wie ein Pendel zwischen Furcht und Hoffnung, und er hätte wohl noch recht lange unschlüssig vor dem Tor gestanden, wenn nicht auf einmal eine Dienstmagd daraus hervorgetreten wäre, vor der er nun nolens volens einen tadellosen Bückling ausführen mußte.

„Tausendmal Verzeihung!“ stotterte er sodann, „aber ist vielleicht der Herr Abbé und Hofkapellmeister Doktor Franz von Liszt gegenwärtig zu sprechen? Mein Name ist Thomas Brucht, und der Meister hatte die Güte, mich für heute als Prüfling hierher zu bestellen.“

Das Mädchen, das anfangs über die umständliche Titulierung gelächelt hatte, nickte ihm freundlich zu. „Nun, wenn dem so ist, dann kommen Sie nur; ich werde Sie hinaufführen. Es ist zwar noch eine Schülerin oben, aber wir wollen mal sehen, was sich machen läßt.“

Das Herz des armen Thomas klopfte noch stärker als er die Treppe hinaufstieg. Eine Weile wartete er, hörte neben sich die Klänge einer mäßig gut gespielten Lisztschen Rhapsodie und trat dann nach Aufforderung des Mädchens ein. An der Tür machte er eine gewaltige Verbeugung und sah dann auf den greisen Meister, der, wie gewöhnlich, mit dem schwarzen Rock eines Weltgeistlichen bekleidet, die schmale Unterlippe ein wenig vorgeschoben, dasaß und dem Spiel der Schülerin zuhörte, die am Flügel die Rhapsodie herunterjagte, bis sie mit einem kräftigen Akkord abbrach.

„Tja,“ machte Liszt, „tja, das war nicht viel! Gutes Temperament zwar, aber es läuft auf Kosten der Genauigkeit.“ Seine klugen, gutmütigen Augen richteten sich auf Thomas. „Können Sie's besser?“

Der Angeredete erhob sich. Mit aller Gewalt suchte er seine Schüchternheit zu bannen. „Wenn ich es einmal versuchen dürfte?“

Liszt nickte kurz und wies auf den Flügel.

Thomas Brucht spielte. Sein Kopf war auf einmal so klar und verständig, seine Hände so sicher. Mit großer Sauberkeit spielte er und konnte sich am Schlusse sagen, daß seine Finger wohl kaum ein einziges Mal daneben gegriffen hatten. Er wandte sich um und schaute den Meister an.

„Hm“, sagte dieser, „Sie müssen viel geübt haben, denn Sie haben eine treffliche Fingergewandtheit.“

Thomas' Augen leuchteten vor Freude; aber Liszt blieb ernst. „Spielen Sie noch etwas“, sagte er und zeigte auf einige Notenblätter.

Um dem Meister seine Sicherheit zu beweisen, griff Thomas, ohne es vorher anzusehen, das oberste Blatt und stellte es auf.

Es war Beethovens Adagio pathetique!

Ein paar Takte waren verklungen, da stand Meister Liszt auf, nahm dem Spielenden das Blatt weg und winkte ab. „Genug! Genug! Das hat sich Beethoven doch ein wenig anders gedacht!“

Verdutzt schaute der Prüfling auf. Aber da lächelte der Meister schon wieder. „Wie lebten Sie bisher?“ Und Thomas Brucht schilderte ihm seine Liebe zur Musik, daß er seit Jahren einen bekannten und vorzüglichen Lehrer besuchte, daß er Tag für Tag übe und studiere und dies auch oft bis in die Nacht hinein fortsetze. Er schilderte in nüchternen Worten sein bisheriges Leben und erhoffte ob seines Fleißes des Meisters Lob.

Der aber schüttelte bedenklich den Kopf. „Hab's mir gedacht! Ich habe von meinen Schülern selten einen so technisch einwandfreien Vortrag gehört — aber auch selten einen so trockenen und gefühllosen. Sie wollen doch gewiß Künstler werden, junger Freund? Nun, dann vergessen Sie nicht zu leben! Das Grundelement des Künstlers ist das Leben. Das Leben mit seiner ganzen Vielgestaltigkeit; mit seinem Lachen, Lieben und Leiden! Gehen Sie und lernen Sie leben, junger Freund, das Studieren und Üben allein macht noch keinen rechten Künstler. Gehen Sie und — als Schüler nehme ich Sie an.“

Und Thomas ging. Ging nachdenklich durch die Straßen und kam sich ein wenig hilflos vor.

„Nun möchte ich nur wissen, wo Sie soviel Fertigkeit auf den Tasten herhaben?“ hörte er neben sich eine Stimme und erkannte die junge Schülerin, die seinem Vortrag bei Liszt mit beigewohnt hatte. Sie gesellte sich ohne Umstände zu ihm und wußte so lustig, welterfahren und zutraulich zu plaudern, daß der junge Thomas dabei mehr als einmal ins Lächeln kam. Weiter und weiter gingen sie zusammen, und als sie dann plötzlich vor einem Gartenrestaurant standen, aus dem lustige Stimmen hervorklangen, da meinte sie: „Jetzt gehen Sie mit!



„Waldweben“
Nach einer Aufnahme von Dr. Ad. Oefner, Wernigerode

Das dort sind alles Lisztschüler und -schülerinnen. Dort drinnen geht's lustig zu. Papa Liszt hat Ihnen doch gesagt, Sie sollen leben lernen. Also keine Widerrede.“

Er ging mit. Und als er so neben Gerda Tollmann saß, ein paar Glas Wein getrunken hatte und den Atem des lachenden Lebens um sich her fühlte, da stieg ihm allmählich doch eine andere Lebenserkenntnis auf. Ein froher Nachmittag war es. Jemand hatte ein Zymbal aufgestellt, und eine junge Ungarin tanzte einen feurigen Czardas. Gläser klangen, und geübte Stimmen sangen Solo und Chorus. Thomas sah und hörte. Er fühlte sein Blut wärmer werden, und als er einmal aus den dunklen Augen seiner jungen Kollegin einen so seltsamen Blick aufgefangen hatte, da war es ihm, als müsse er auf den Tisch steigen und selbst einen tüchtigen Solo-Cantus in die Luft hineinschmettern.

Und so gingen die folgenden Tage dahin. Tage, an denen Thomas Brucht das Lachen lernte.

Meister Liszt nickte zustimmend, als sein junger Schüler wieder bei ihm saß, denn er merkte wohl, wie sich oftmals ein Zug von Freudigkeit und Lebenslust in die Tasten schmuggelte.

„Wird schon werden!“ rief er.

Und dann kam ein Abend, der war wie ein Hauch Gottes. Mutter Natur strömte ihren köstlichen Blumenatem in die Luft hinaus und Allvater Mond wandte der Erde sein gutmütiges Schelmengesicht zu.

Hand in Hand saßen Thomas Brucht und Gerda Tollmann in dem kleinen Pavillon, um den herum Büsche weißen und lila Flieders standen.

„Gerda — — —!“ flüsterte er leise.

Da faßte sie seinen Kopf und zog ihn zu sich herab. „Du lieber, dummer Junge!“ Und sie küßte ihn. —

Von nun an lachte Thomas an jedem frühen Morgen laut in den jungen Tag hinaus; lief umher in Wiese und Wald und erzählte jeder Blume, jedem Vogel und jedem Sonnenstrahl von seiner Liebe.

Meister Liszt lächelte gar schelmisch, als er jetzt seinem jungen Brausekopf zuhörte. Da war ein Singen und Klingen im Instrument, als gäbe es überhaupt keinen Halt und keine Grenzen mehr.

„Tja,“ sagte er, „haben Sie Lust, in der nächsten Woche bei einem Musikabend mitzuwirken? Eine kleine Rhapsodie möchte ich Ihnen schon geben.“

Thomas drückte dem liebevollen Greise dankbar die Hand.

Bis zum Tag der Aufführung lebte er zurückgezogen. Er übte und übte, um seinem Meister mit seinem Vortrag eine rechte Freude zu bereiten. Erst als der Tag kam, ging er am Nachmittag zu Gerda. Ob sie es schon wußte, daß er heute öffentlich spielte? Leichtbeschwingt sprang er die Treppen hinauf und wollte gerade bei ihr anklopfen, als er drinnen eine Männerstimme sprechen und lachen hörte. Wirre Gedanken schossen ihm durch den Kopf. Sollte sie . . .? Halb unbewußt drückte er die Klinke nieder, und als er die Tür öffnete, da stand er und starrte und starrte.

Dann ging er hinunter. Ganz langsam, ganz mechanisch. Er ging durch die Straßen, versuchte zu denken, und als ihm das nicht gelang, drehte er unablässig seinen Hut in den Händen. Irgendwo hörte er helles Lachen. Da lachte er auch; aber es klang wie ein trockenes Lallen.

Dann kam der Abend. Hell leuchteten die Lichter im Saale und die Zuhörer waren versammelt. Thomas sah und hörte kaum etwas. Nur, als er dann auf einmal seinen Namen hörte, stand er auf und stieg auf das Podium.

Eine Rhapsodie von Liszt sollte er spielen; aber er wußte gegenwärtig weder das noch etwas anderes. Seine Finger glitten über die Tasten, und ohne es vielleicht selbst zu wissen, spielte er dasselbe, womit er bei seiner ersten Prüfung durchgefallen war.

Beethovens Adagio pathetique!

Die Hörer schüttelten verwundert die Köpfe und blickten auf das Programm. Aber einer nach dem anderen legte das Blatt aufhorchend beiseite. Schweigend saßen sie da; schweigend hörten sie.

Und inmitten des Schweigens war es, als ginge der Geist Beethovens selbst durch den Raum.

Unter den Hörern war keiner, der gewagt hätte, sich zu rühren. Keiner hatte dieses Adagio bisher so gehört, wie heute von diesem jungen Lisztschüler.

Als Thomas geendet hatte, wartete er nicht auf den Applaus. Er rannte hinaus und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Lange hatte er so gestanden, da berührte jemand seine Schulter.

„Was war's denn, junger Freund?“

So unendlich gütig leuchtete das Gesicht des greisen Meisters aus dem schneeweißen Haar hervor. — „War's ein Weib?“

Thomas biß die Zähne zusammen und nickte.

Da glitt ein Lächeln um die Lippen des Alten; ein ganz feines, dünnes Lächeln.

„Tja, das geht vorüber. Leid ist Nahrung des Künstlers. Lachen, Lieben und Leiden sind dem Künstler so notwendig, wie das tägliche Brot. Gehen Sie nach Hause, junger Freund, setzen Sie sich ans Klavier und bluten Sie dort Ihr Leid in die Töne. Die Kunst hilft dem Künstler überwinden.“

— — — — — — — — — — — — —

Der Abend lag über Weimar. Und durch die Straßen ging einer, der war Mensch und Künstler geworden.

Lebenslied / Von Felix Lorenz

Leben voll Licht und Gluten
Dämmert und winkt von fern —
Hebe dich aus den Fluten,
Silberner Morgenstern!

Unserm Wunsch und Begehren
Leuchte mit klarem Spiel.
Siehe, wir alle verzehren
Uns nach dem einen Ziel!

Morgens sehn wir zu Firnen,
Glücklich Umsternte, empor —
Ach, mit umwölkten Stirnen
Ziehn wir durchs Abendtor.

Strahlt auch aus lichter Quelle
Seligster Sternengruß,
Nie bis zur letzten Helle
Klimmt der verirrte Fuß.

Zu den beglänzten Hügeln
Finden den Weg wir nicht —
Getragen auf Adlerflügeln,
Versengt am Licht . . .

Frauenfragen

Für die moderne Hausfrau.

In den Musterküchen der Stuttgarter Ausstellung „Die Wohnung", die vom Deutschen Werkbund veranstaltet worden war, sah man verschiedene Neuheiten, die für die moderne Hausfrau von Interesse sind. Besonders anregend ist die Aufstellung der einzelnen Küchenmöbel, die eine Beschleunigung und vernünftige Einteilung der Arbeit ermöglichen sollen. Die Schränke enthalten große und kleine Fächer für Geschirr, Küchenwäsche, Kochbücher und Konserven, alles ist handlich und bequem eingerichtet. Vor dem Fensterbrett ist eine Vorrichtung angebracht, eine Art Abstellbrett, auf dem Gemüse geputzt, Obst gereinigt werden kann. Es soll vermieden werden, daß die Frau unnütze Wege in der mehr oder weniger großen Küche macht. Sie soll es endlich lernen, nicht den ganzen Tag und womöglich noch den Abend in der Küche zu verbringen, sondern sich auch mit anderen, nicht immer häuslichen Dingen beschäftigen. Das Aschenputtel ist das Hausfrauen-Ideal von früher. Heute wird eine solche Frau ausgelacht, sie ist überholt, überholt von der modernen Frau, die neben dem Kochen noch die Arbeitsgefährtin ihres Mannes ist, die die Erziehung der Kinder, die sich immer schwieriger gestaltet, leitet, die trotzdem noch Zeit hat, zu lesen, nicht zu „schmökern", die sich nicht scheu vor der Welt zurückzieht, sondern auch ein vernünftiges Wort mitreden kann, wenn es sich um etwas anderes, als um Küche, Wäsche und Dienstboten handelt. Die Dienstbotenfrage ist besonders bei den intellektuellen Frauen nicht mehr so wichtig, da diese meist mit einer Bedienung wirtschaften, und gerade diese Frauen, die vieles, oft alles in der Küche allein herrichten müssen, sind es, welche die einzelnen Gegenstände immer wieder kritisch betrachten, ehe sie sie anschaffen. Die stark beschäftigte Frau darf keineswegs, wie dies früher üblich war, stehend die verschiedenen Handhabungen verrichten. Der weibliche Körper leidet sehr darunter. Krampfadern und Venenentzündungen kommen nicht nur bei Müttern vieler Kinder vor. Das Stehen bei der Küchenarbeit trägt sehr viel dazu bei, Frauenleiden verschiedener Art heranzubilden, die Frau soll soviel es angeht, sitzend arbeiten. In den Musterküchen, die von den Kommissionen der einzelnen Frauenvereine eingerichtet worden waren, sah man eine besonders interessante Neuheit, den verstellbaren Küchenstuhl, dessen Lehne und Sitz je nach der Arbeit verstellt werden können. Dieser Holzstuhl eignet sich natürlich auch für das Zimmer, wird in verschiedenen Farben und Arten hergestellt. Er soll dazu helfen, die Haltung der arbeitenden Frau zu stützen, die Muskeln vor Ueberanstrengung zu schonen und so das frühe Altern der Frau zu verhindern. —

Von anderer Art, aber nicht weniger nützlich, sind die „Suelda"-Einkochgläser. Solch Einkochglas braucht nicht im Wasserbad zu kochen, sondern kann gleich auf die heiße Herdflamme oder auf Gas gestellt werden. Will man größere Mengen Obst oder Gemüse einkochen, so, benutzt man am besten die Grude, die Bratröhre, oder den Gasbackofen. Feuerung, Zeit und Geld, wird dadurch gespart, außerdem kann das „Suelda"-Glas direkt als Kochtopf benutzt werden. Man kann darin Fleisch und beliebige andere Speisen für mehrere Tage auf Vorrat zubereiten und aufbewahren, was in einem modernen Haushalt stets sehr erwünscht ist.



Der erste weibliche Buchbindermeister Deutschlands und seine Frauen-Werkstätte. Heften, Abpressen und Beschneiden des Buches. Marie Lühr, der erste weibliche Buchbindermeister in Berlin, beschäftigt in ihrer Werkstätte nur weibliche Gesellen und weibliche Lehrlinge. Marie Lühr erhielt ihre Ausbildung bei einem berühmten englischen Meister Gobden Sandersen, London.

Stellungslos — mutlos?

Der Kampf der älteren weiblichen Angestellten um ihre Position wird von Jahr zu Jahr schwerer. Jüngere Kräfte werden an ihren Platz gesetzt, die Alten verabschiedet man mit einem guten Zeugnis. Der Not preisgegeben oder auf die städtischen Unterstützungen angewiesen, stehen so oft tatkräftige, gesunde Mädchen und Frauen mitten im Sturm des Lebens, ohne eine Möglichkeit zu sehen, sich selbst und oft noch Eltern und kleine Geschwister ernähren zu können. Die Flinte ins Korn werfen, in Verbitterung und Haß auf die kraftvollen erfolgreichen Jüngeren die Hände mutlos in den Schoß sinken lassen, und womöglich der Verzweiflung anheimfallen?

Das erste ist natürlich durch Vermittlung der vielen Beratungsstellen zu versuchen, Arbeit nachgewiesen zu erhalten. Gelingt das nicht, so heißt es eben gute Miene zum bösen Spiel zu machen der Not zu gehorchen und tapfer die Arbeit, die sich gerade bietet, zu ergreifen, wenn sie auch manchmal weitab von unserem Ideal liegen mag. Es kommt ja im Grunde garnicht soviel auf die Art der Arbeit an, die man verrichtet, sondern hauptsächlich auf das Wie, und das liegt in unserer Macht. Der stumpfsinnigsten Beschäftigung läßt sich irgendein Reiz abgewinnen! Man muß es nur ernstlich versuchen und dabei das Fähnlein der Hoffnung wehen lassen, daß vielleicht bald wieder bessere Zeit und Arbeitsgelegenheit kommt. Und sich nicht zu Ungerechtigkeiten hinreißen lassen! Der Krieg mit seinen traurigen Folgen hat alle Verhältnisse durcheinander geschüttelt, das Unterste zu oberst gekehrt, rechts und links vertauscht, manches zu Boden geworfen und dafür anderes aus der Tiefe gehoben. Wer weiß, ob nicht bald, eh' man's gedacht, irgendein Umstand wieder Wandel schafft, ungeahnte neue Arbeitsmöglichkeiten entstehen und jedem, seinen Fähigkeiten entsprechend, Arbeit und Verdienst blüht? Bis dahin aber wollen wir tapfer aushalten und eine der anderen helfen nach besten Kräften! —

Gänsebraten.

Was ist denn davon zu sagen? Den kann wohl jeder bereiten. Und doch, wie oft bekommt man ihn vorgesetzt: Hart, zäh, blaß anzusehen — schrecklich! Schade um die schöne fette Gans; welch delikaten Braten hätte sie abgeben können, wenn sie zwei Stunden früher in den Ofen geschoben und mit mehr Liebe gebraten worden wäre!

Auch am richtigen Salzen fehlt es oft. Ein „zu wenig" macht den Braten flau und unschmackhaft und ein „zu viel" nimmt ihm alle Feinheit.

Ein wenig Interesse an der Sache, und man wird von einer guten Gans auch allemal einen guten Braten herstellen.

Daß er nicht von einem frisch geschlachteten Tier sein darf, sondern in kalter Jahreszeit 2 bis 3 Tage gelegen haben muß, ist erste Bedingung; noch viel weniger aber darf er so alt sein, daß die Haut sich schon klebrig anfühlt oder gar Geruch hat. Lieber ihn einige Tage früher fertig zubereiten und dann ohne aufzukochen, wärmen, als alt gewordenes Fleisch braten. Der Ofen muß früh geheizt werden; man rechne auf dreieinhalb bis vier Stunden Bratzeit. Mit einem Sträußchen Majoran und einigen Aepfeln gefüllt legt man den Gänserumpf in die Bratpfanne, streut feines Salz (auf jedes Pfund Fleisch einen Teelöffel voll) über, begießt reichlich mit kochendem Wasser und schiebt in den bereits heißen Ofen. Bei fleißigem Begießen muß der Braten ganz dunkelbraun und rösch werden. Ist er fertig, so schöpft man alles überflüssige Fett (was einen vorzüglichen Brotaufstrich liefert) ab, schabt sorgfältig den braunen Ansatz der Pfannen in die Sauce, gießt, wenn nötig, noch heißes Wasser zu und macht sie mit 1 Teelöffel in kaltem Wasser verrührtem Kartoffelmehl bündig. — Selbstverständlich gehört zu jedem Gänsebraten gut-herzhaft-sauer-süßer Schmorkohl.

Amerikanische Scheidungssitten glossiert eine amerikanische Zeitschrift aus Tusla, im Staate Oklahoma. Dort wünschte Mrs. Sarah Foreman sich von ihrem Gatten scheiden zu lassen wegen dessen zänkischen und mürrischen Charakters. Um diesen schwierigen Prozeß zu gewinnen, schien ihr nötig, sich an den besten Anwalt der Stadt und selbst des ganzen Staates Oklahoma zu wenden. Diesen Ruf aber besitzt Mr. Foreman und so hat Mrs. Foreman ihren Gatten beauftragt ihren Prozeß für sie zu führen — gegen sich selbst.

Schokoladenglasur: 60 g geriebene Schokolade, anderthalb Teelöffel Kakao, 125 g Puderzucker und 6 Eßlöffel kaltes Wasser werden in einem Topf bis zum Fadenziehen über dem Feuer gerührt. Sodann gibt man eine Messerspitze Kartoffelmehl, welches mit einem halben Teelöffel Wasser verquirlt wurde, hinzu und streicht den Guß auf die Kuchen.

Wasserglasur: 300 g gesiebter Puderzucker wird mit etwas kaltem Wasser zu einem dickflüssigen glatten Brei gerührt, nach Geschmack mit ein wenig Arrak, Zitronensaft oder Vanille gewürzt, auf die Kuchen gestrichen und an der Luft trocknen lassen. Mit einigen Tropfen Alkermessaft läßt sich der Guß rot färben.

Klassenerster Klassenletzter

Sind Schulleistungen für das Vorwärtskommen im Leben maßgebend? Diese Frage, die so viel Eltern bewegt, wird hier von einem bewährten Pädagogen erörtert.

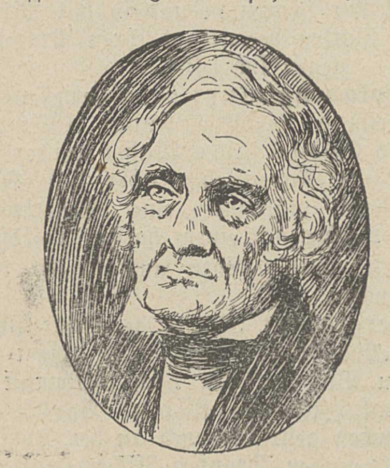
Vielen Eltern wird die Weihnachtsstimmung getrübt, weil Sohn oder Tochter eine schlechte Zensur nach Hause bringen oder weil die Schule die Erreichung des Klassenziels für sehr fraglich erklärt. Inwieweit sind diese Sorgen berechtigt? Sind



Hermann Helmholtz, der berühmte Physiker, der schon in seiner Jugend Proben seines Fleißes und seiner Vielseitigkeit ablegte.

die Leistungen eines Schülers wirklich ausschlaggebend für sein Weiterkommen im späteren Leben, sind die Schüler, die stets als die ersten genannt werden, auch im späteren Leben stets an hervorragender Stelle tätig und sind diejenigen, die das Leben an untergeordnete Stellen verweist oder die sich gar dem Lebenskampfe gar nicht gewachsen zeigen, auch in der Schule immer schlechte Schüler gewesen?

Vielfach treffen sich ja die ehemaligen Schüler einer Anstalt in mehr oder minder großen Zwischenräumen. Klassenerster und Klassenletzter begrüßen sich nach Jahren wieder sehr freundschaftlich. Es wäre sehr interessant, eine Statistik darüber zu besitzen, wie oft sich bei solchen Zusammenkünften die überlegene Stellung guter Schüler gegenüber den schlechten herausstellt, wie oft auch das Gegenteil der Fall ist. Jeder, der im Leben steht und mit offenen Augen um sich blickt, wird aus seiner eigenen Bekanntschaft sowohl Fälle der einen wie der anderen Art anführen können.



Justus Liebig, der große Chemiker, versagte in der Schule völlig.

Vor fast 50 Jahren gab ich, als junger Student, einem schwer lernenden Knaben Nachhilfeunterricht; als sein Vater, ein angesehener Bürger eines kleinen Städtchens in der Nähe Berlins, über die geringen Leistungen seines Sohnes sehr unglücklich war, sagte ein alter Freund, der eine angesehene leitende Stellung in einem großen, hervorragenden Berliner Institut bekleidete, tröstend zu ihm: „Laß gut sein, Rudolf, wir sind ja auf der Schule auch nicht gerade die besten gewesen.“ Er hatte recht, der damals so schwer lernende Knabe hat sich später noch ganz gut entwickelt, er leitet heute erfolgreich in seiner Vaterstadt das ererbte Geschäft und nimmt in Ehrenämtern regen und von seinen Mitbürgern anerkannten Anteil an der städtischen Verwaltung.

Selbst ganz hervorragende Männer kennt man, die in der Schule versagt haben. So gehörte der Gründer und erste Kanzler des Deutschen Reiches, Fürst Otto v. Bismarck, keineswegs zu den guten Schülern, später aber erwies er sich als Tatmensch von eiserner Energie. Bei Dichtern und Künstlern ist es sogar sehr oft der Fall, daß sie auf der Schule wenig oder nichts leisteten. So soll Gerhart Hauptmann meist Klassenletzter gewesen sein. Von dem hervorragenden Musikdirigenten Wilhelm Furthwängler ist mir bekannt, daß sein Klassenlehrer des öfteren die Mutter kommen ließ, um mit ihr über den sehr verträumten Knaben zu sprechen, der so wenig den Anforderungen der Schule genügte. Und selbst hervorragende Männer der Wissenschaft gibt es, denen auf der Schule nichts Gutes prophezeit wurde. Der große Chemiker Justus v. Liebig, dessen bedeutende Arbeiten in dem gesamten Ackerbau eine vollständige Umwälzung hervorriefen, galt auf der Schule als „eine Schmach der Anstalt“, er verließ sie auch, ohne das Abiturientenexamen gemacht zu haben. Julius Robert Mayer, der erste Begründer des für die ganze Physik grundlegenden Gesetzes von der Erhaltung der Kraft (besser: Energie), der deswegen zuweilen der Galilei des neunzehnten Jahrhunderts genannt wird, war nur ein ganz mäßiger Schüler, dessen Leistungen unter dem Durchschnitt blieben. Charles Darwin, der Begründer der modernen Entwicklungslehre, galt auf der Schule gleichfalls als unter Durchschnitt begabt, und sein Vater äußerte einmal im Unmut zu ihm: „Du hast nur Interesse für Schießen, Hunde und fürs Rattenfangen; du wirst dir selbst und der ganzen Familie zur Schande.“



Ernst Haeckel, der bekannte Naturforscher, zeichnete sich schon als Knabe durch seine Leistungen aus.

Niemand wird wohl aus solchen Beispielen folgern, der schlechte Schüler habe mehr Aussicht, im Leben etwas zu leisten und vorwärtszukommen als der gute Schüler. Wesentlich größer ist natürlich die Zahl hervorragender Männer, die schon auf der Schule immer die ersten waren; der



Otto v. Bismarck, auf dessen geringe Schulleistungen sich faule Schüler gern berufen.

Dichter Heinrich Heine ist hier zu nennen; ebenso der hervorragende Physiker Hermann von Helmholtz und der große Naturforscher Ernst Häckel. Ernst Abbe, der Begründer der Zeißwerke in Jena und unübertroffene Forscher auf optischem Gebiet, dessen Arbeiten der deutschen optischen Industrie die dauernde Ueberlegenheit in der ganzen Welt verschafft haben, war ein ausgezeichneter Schüler. Karl Friedrich Gauß, der Princeps Mathematicorum (Fürst der Mathematiker), wie er genannt wurde, leistete auf der Schule in allen Fächern Hervorragendes. Und gerade diese Beispiele ließen sich noch ungemein vermehren.

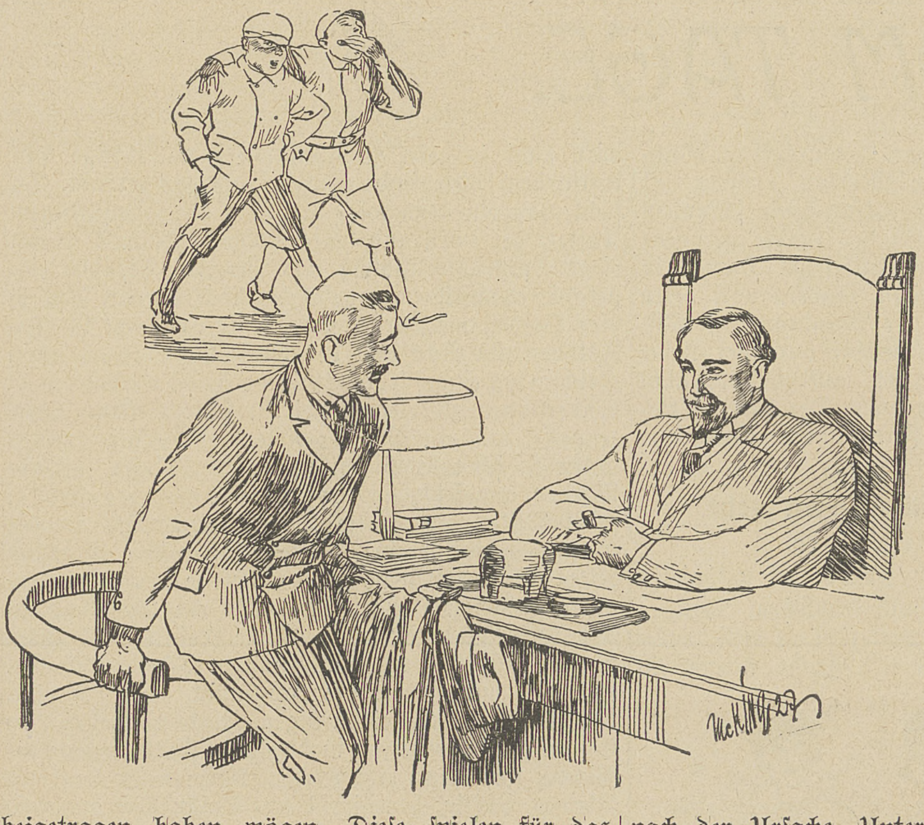
Es ist ja auch das Normale und geradezu das Selbstverständliche. Es kommt im Leben sicherlich fast niemals oder doch sehr selten auf den Umfang des positiven Schulwissens in irgendwelchen Fächern an, sondern auf Charakterfestigkeit,



Robert Mayer, unsterblich durch seine Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft, galt in der Schule nur als mittelmäßig begabt.

Gewissenhaftigkeit, Verantwortungsgefühl. Gerade diese Eigenschaften sucht aber die Schule zu stärken und hat es von jeher getan; gewiß will sie und muß sie auch ein bestimmtes Maß von allgemeinem Wissen übermitteln, ohne das der Mensch im Leben geradezu hilflos wäre; aber die Aneignung dieses Wissens durch die jungen Menschen und das dazu manchmal sehr notwendige Lernen und „Büffeln" dient doch zugleich und nicht in letzter Linie auch der Stärkung jener Charaktereigenschaften, die den erwachsenen Menschen im Leben vorwärtsbringen.

Trifft man also auf einen guten Schüler, der im späteren Leben versagt hat, so kann es wohl daran liegen, daß auf seiner Schule die reine Verstandestätigkeit, das reine Wissen zu sehr in den Vordergrund gestellt worden ist; aber man darf auch nicht übersehen, daß vielleicht besonders unglückliche äußere Umstände zu seinem Mißerfolg beigetragen haben mögen. Diese spielen für das Vorwärtskommen im Leben doch eine sehr erhebliche Rolle; nicht mit Unrecht sagt man: „Ein Quentchen (ein altes Gewicht von etwa eineinhalb Gramm) Glück ist mehr wert als ein Zentner Verstand." Häufig kommt es auch vor, daß ein an sich tüchtiger Mensch im Leben nur deshalb versagt, weil das Geschick ihn an die unrechte Stelle gesetzt hat, für die er nicht paßt. Wieviel von den äußeren Umständen abhängt, können wir an dem Beispiel des Reichspräsidenten v. Hindenburg sehen; ohne den Weltkrieg hätte er sein stilles Leben als unbekannter, verabschiedeter General, weitergeführt, und seine hervorragenden Feldherrn- und Charaktereigenschaften hätten nicht hervortreten können.



Klassenerster und Klassenletzter. Ein Wiedersehen nach vielen Jahren.

Auch in den Fällen, in denen ein schlechter Schüler später Hervorragendes leistet, muß man den Grund des Versagens in der Schule untersuchen. Zuweilen macht sich schon in früher Jugend eine derartig starke Begabung in bestimmter Richtung geltend, daß sie das Interesse an allen anderen Fächern unterdrückt, während doch die Schule mit allem Recht auf ein allgemeines Wissen sehen muß. Bei Justus v. Liebig war das z. B. der Fall. Heute sucht man diesem Umstande mehr als früher Rechnung zu tragen, indem man bei vollständig ausgebauten Anstalten — wenn es die Verhältnisse zulassen — die höchste Stufe spaltet, um den jungen Leuten Gelegenheit zu geben, je nach ihrer Neigung sich mehr naturwissenschaftlichen oder sprachlichen Fächern zuzuwenden.

Wie ungeheuer wichtig eine gute Schulbildung ist, haben gerade die Männer immer am deutlichsten erkannt, die im Leben etwas erreicht haben, ohne sie zu besitzen, weil ihnen in der Jugend die äußeren Verhältnisse, aus denen sie hervorgegangen sind, einen nachhaltigen Schulbesuch verboten. Mit wahrhaft eisernem Fleiß haben sie sich mit großer Mühe im späteren Leben noch Kenntnisse angeeignet, die zu erwerben sie in der Jugend keine Gelegenheit gehabt hatten.

Wer auf der Schule die ihm gebotenen Gelegenheiten gut benützt, hat sicher im Leben mehr Aussichten auf Vorwärtskommen als der, der sie unbenützt läßt. Ohne die Kenntnis fremder Sprachen z. B. ist mancher schon ein tüchtiger Kaufmann geworden; wer sie aber beherrscht oder in der Schule wenigstens die Grundlage für ihre Kenntnis gelegt hat, ist dem anderen ganz offenbar im Lebenskampfe — und das Leben ist ja ein fortwährender Kampf — um ein gutes Stück voraus.

Also, liebe Schüler, beherzigt das Mahnwort: „Ihr lernt nicht für die Schule, sondern für das Leben."

Und ihr, liebe Eltern, überschätzt das Schulwissen und die Schulleistungen nicht zu sehr, aber unterschätzt sie auch nicht! Weist jetzt euer Kind zu Weihnachten schlechte Leistungen auf, so forscht nach der Ursache. Untersucht vor allen Dingen, ob es etwa an dem guten Willen des Schülers fehlt, oder ob er das Verlangte nicht leisten kann. Trägheit und Indolenz müßt ihr auf jede Weise zu bekämpfen suchen. Aber schärft ihm jedenfalls nachdrücklich ein, daß er Chancen leichtfertig preisgibt, wenn er die Anforderungen der Schule vernachlässigt, denn auch er lernt nicht für die Schule, sondern er lernt für das Leben.

Dr. Bruno Borchardt,

„Wo hat das Kind das her?"

Von Margarete Felsberg.

Es gibt Eltern, die (nach ihrer festen Ueberzeugung) Kinder haben, gegen deren Tugend die der Engel ein Nichts bedeutet. Es gibt aber auch solche, deren Kinder (in der Auffassung der Eltern) allem Anschein nach keine andere Aufgabe hier auf Erden zu erfüllen haben, als ihre Eltern „ins Grab zu ärgern" und überdies noch „den Nagel zu ihrem Sarge" zu bilden. Nur wenige Eltern wissen, daß ihre Kinder Wesen, wie das aller Menschen, ein Gemisch auf Gut und Böse darstellt.

Wir wollen uns einmal über die erste Klasse Eltern und ihre Kinder unterhalten, also über solche, auf deren Kinder das Dichterwort geprägt zu sein scheint: „Dies Kind, kein Engel ist so rein!"

Der kleine Bubi oder das kleine Mädi sind also Ausbünde von Tugend und — nicht zu vergessen! — von Begabtheit. Jedes Wort aus ihrem Munde, jedes Tun ihrer Hände ist eine Offenbarung für die verzückten Elternherzen.

Aber nur solange, bis eines Tages Bubi oder Mädi etwas sagt oder tut, was die Eltern zu dem entsetzten Ausruf veranlaßt: „Wo hat das Kind das her?!"

Sehen wir einmal dabei ab von jenem Vater, der sich zu Tode darüber verwunderte, wo „die verdammten Blagen das verfluchte Fluchen" gelernt hätten!

Denken wir dabei auch nicht an jene Mutter, die sich unerwünschten Besuchern gegenüber von ihrem Mädi verleugnen ließ und nachher darüber entsetzt war, daß „mein Kind so lügen kann, wo ich es doch immer zur Wahrheitsliebe erzogen und angehalten habe!"

Wenden wir unser Augenmerk vielmehr jenen Fällen zu, wo scheinbar ganz unmotiviert diese oder jene Untugend in einem Kinde erwacht, das von durchschnittsguten Eltern eine durchschnittsgute Erziehung erhalten hat!

Nehmen wir einen ganz krassen Fall! Der sechsjährige Günther besucht seit einem halben Jahre die Schule. Er ist leidlich begabt, willig und gehorsam. Der Lehrer hat noch nie zu einem Tadel oder gar zu einer härteren Strafe zu greifen brauchen.

Und plötzlich beginnt Günther systematisch die Schule zu schwänzen. Eine Weile geht es gut; daheim und in der Schule merkt niemand etwas. Die Eltern meinen ihn ja in der Schule gut aufgehoben, und der Lehrer glaubt ihn krank, zumal Günther nach drei Tagen wieder auf der Bildfläche erscheint: „Einen schönen Gruß von der Mutter, und ich hätte nicht in die Schule kommen können, weil ich so Leibschmerzen hatte." Hm, er sieht noch immer ein bißchen blaß aus, der arme Schelm. Also „schont" ihn der Lehrer so viel wie möglich. Und von Zeit zu Zeit hat Günther diese oder jene „Krankheit", die ihn einige Tage der Schule fernhält.

Bis der Lehrer es für seine Pflicht hält, einmal mit der Mutter oder dem Vater über den „armen Kerl" zu sprechen. Es muß doch etwas dagegen geschehen, daß er so oft unpäßlich ist. Man muß Günther zum Arzt schicken, oder ihn gar zur Erholung auf's Land tun!

Und da kommt nun der ganze Schwindel heraus! Günthers Lügengebäude bricht donnernd zusammen, und eine verzweifelte Mutter ruft entsetzt aus: „Aber wo hat der Junge das bloß her?!" Und der Vater, der abends müde von der Arbeit heimkehrt und alles erfährt, noch ehe er einen Bissen zu essen bekam, donnert los: „Wo hat der Lümmel das denn bloß her?!"

Dann sinnen die Eheleute über sich nach, denken über ihre Verwandtschaft nach — aber immer nur einer über den anderen und über des anderen Angehörige: „Von mir hat der Junge das sicher nicht!" Und oft schon ist eine Ehe an „mißratenen" Kindern deshalb zugrunde gegangen, weil der eine Eheteil den anderen „verantwortlich" machte für das Mißraten der Kinder.

Kinder sind das Produkt ihrer Eltern und Voreltern. Daran ist nicht zu rütteln. Die Macht der Vererbung ist nicht zu leugnen, aber man darf sie auch nicht für allzu groß halten. Liegt diese oder jene Untugend eines Kindes tatsächlich in vererbten Charakterfehlern begründet, so mache man sich vor allem nicht gegenseitig das Leben zur Hölle durch den Vorwurf: „Das haben sie von Euch!" Man will doch den Fehler nach Möglichkeit ausrotten. Das beste Mittel aber, um Kinderfehler — und seien sie noch so ungeheuerlich — zu beheben, ist ein harmonisches Ehe- und Familienleben.

Gewiß, Sorgenkinder zu haben, ist etwas Furchtbares. Wenn verantwortungsbewußten Eltern schon die Erziehung jedes Kindes eine schwere Aufgabe dünkt, um wieviel mehr die eines Kindes mit irgendwelchen Charakterfehlern!

Aber da denke man einmal an das Wort eines unserer größten Pädagogen: „Von allen Fehlern und Untugenden deiner Zöglinge suche den ersten Grund in dir selbst!" Man mache nicht seinem Ehegespons bittere Vorwürfe, man denke in Ruhe über die Mittel und Wege zur Behebung der Fehler nach!

Man hüte sich auch davor, eine gewisse Antipathie gegen das betreffende Kind in sich aufkommen zu lassen! Das Kind muß so behandelt werden, als ob es nicht „Schuld" auf sich geladen

habe, sondern an seinem Fehler selber leide. Das tut es nämlich wirklich. Es will nicht das Böse, was es tut, aber das Gute, das es tun will, vermag es nicht.

Davon gehe man aus. Dann wird man eher die nötigen Mittel und Wege finden, ihm zu „helfen". Nicht mit dem Stock, um alles in der Welt nicht! Man denke, der genannte Günther bekäme seines Schulschwänzens wegen Schläge: Die wahrscheinlichste Folge wäre alsdann, daß er das nächstemal nicht nur die Schule schwänzte, sondern sehr wahrscheinlich sogar von Zuhause fortliefe!

Was in einem solchen Falle zu tun wäre, das läßt sich nicht ein für allemal festsetzen. Bei jedem Kinde sind da wieder andere Maßnahmen zu ergreifen, vom einmaligen, liebevollen, aber eindringlichen Verwarnen an bis zur Ueberweisung an eine Erziehungsanstalt, wo man dem Kinde gerechter werden kann, als daheim vielfach der Fall ist.

Zweierlei aber ist bei jeder größeren Untugend eines Kindes unerläßlich, außer daß die Eheleute einander die gemeinsame Sorge mit tröstender Liebe tragen helfen: Man bespreche den Fall — oder die einzelnen Fälle — eingehend und vertrauensvoll mit dem Lehrer und frage den Arzt um Rat. Wenn Pädagoge und Mediziner sich selbst mit dem jeweiligen „Fall" nicht auskennen sollten, so werden sie auf jeden Fall Autoritäten ihres Faches nachweisen können, die da bestimmt zu helfen vermögen!

Man darf getrost behaupten: Ebensowenig, wie heutzutage irgendeine körperliche Krankheit „unheilbar" ist, sofern sie nur früh genug erkannt und behandelt wird, ebensowenig ist irgendein kindlicher Charakterfehler „unheilbar", wenn er früh genug als solcher erkannt und entsprechend bekämpft wird.

Die Frage: „Wo hat das Kind das her?" ist dabei für die Eltern selbst nur von nebensächlicher Bedeutung, obgleich ihre Beantwortung unter Umständen für denjenigen, der zur Behebung des Fehlers helfen soll, von großer Wichtigkeit zu sein vermag.

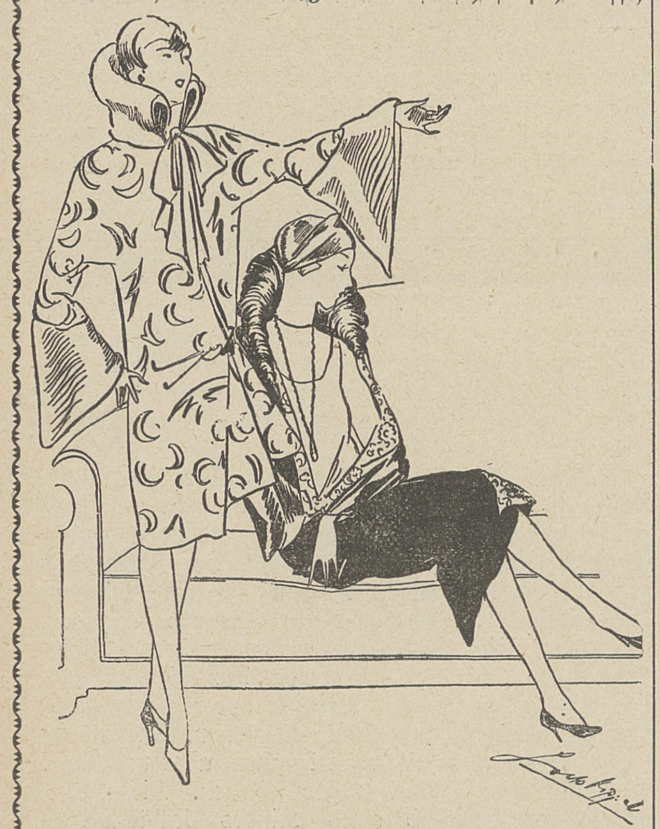
Nicht: „Wo hat das Kind das her?" sollte die Frage also lauten, die sich die Eltern vorlegen, sondern einzig und allein: „Wie helfen wir unserem Kinde, von seinem Fehler geheilt zu werden?" Denn um das Kind handelt es sich doch letzten Endes, und erst in zweiter Linie um das Wohl der Eltern. Wenn es für alle Eltern gilt, daß sie ihr Leben dem ihrer Kinder in jeder Hinsicht zum Opfer bringen müssen, so gilt das eben in erhöhtem Maße für die Eltern von solchen und anderen „Sorgenkindern".

MODE VOM TAGE.

Neuartige Abendhüllen.

(Nachdruck verboten.)

Abendhüllen sind wieder sehr in Mode. Man gibt diese kostbaren Kleidungsstücke nicht wie Mäntel oder Jacken in der Garderobe ab, sondern nimmt sie mit in den Saal, ganz gleich, ob es sich um ein Konzert, eine Premiere, eine Gesellschaft, einen Ball handelt. Im Kabaratt, im Theater, beim Empfang, überall da, wo die elegante Gesellschaft sich trifft,



begegnet man dieser so sehr kleidsamen Hülle, die eine Ergänzung, eine Steigerung der vornehmen Toilette darstellen soll. Sie soll indessen nicht etwa wärmen, dazu ist sie viel zu leicht; sie ist als reizvoller Rahmen, als geschmackvolle Packung für den nicht weniger reizvollen Inhalt gedacht. Das gesellschaftliche Bild hat jedenfalls durch die kleidsamen, oft sehr kostbaren Abendhüllen eine neue Nuance erhalten. Wer viel Geschmack, Formengefühl und Farbensinn hat, kann solch Umhang wesentlich billiger herstellen lassen, als in den großen Häusern, die sich ihren Namen bezahlen lassen müssen. Auf alle Fälle muß kleidsames, d. h. schönes Material gewählt werden, unmoderne Stoffe kommen dafür bestimmt nicht in Betracht. Wir bringen zwei ausgezeichnete Muster von Abendhüllen, die sich sowohl für ältere als auch für jüngere Damen eignen. Links: ein Abendmantel aus Brokat mit Glocke. Der Brokatstoff muß in einem Ton gehalten sein, der zur Farbe des Haares, des Gesichts paßt; die Aermel sind kimonoartig angeschnitten, eine lange Seidenschleife schließt vorn den Kragen. Ein gefärbtes Kaninfell wird zum Besatz der Aermel und des Kragens möglichst reichlich benutzt. — Das zweite Modell ist ein Abendcape aus schwarzem Velourchiffon. Während der Kragen des ersten Musters Damen mit großer schlanker Figur und entsprechend schlankem Hals zu empfehlen ist, kommt der runde, gezogene Kragen des Capes auch für untersetzte Damen in Betracht, da er nicht geschlossen, sondern weit offen getragen wird. Man füttert die Abendcape mit Silberlamee. Aus Silberlamee besteht auch der kleine Abendhut in Turbanform, der, aufbehalten, nicht in der Garderobe abgegeben wird. Der typische Logenhut, seine fest anliegende Form dürfte niemandem stören.

Else Mie.

Wenn der Backfisch tanzen geht.

Das erste Ballkleid.

(Nachdruck verboten.)

Klopfenden Herzens, voll fröhlichem Bangen wird das erste Ballkleid erwartet! Das erste Ballkleid, das meistens auch das erste große Abendkleid



bedeutet! Es gibt zwar heute keine zu großen Unterschiede zwischen der Jungmädchenkleidung — Backfische sind ja bereits „unmodern" — und der voll erwachsenen jungen Dame, doch bei diesem Genre ist das einfache Jugendliche betont, es gibt gerade diesen Kleidern einen besonderen Charme. Die kurzen Volant- und Rüschenkleider, aber auch die nicht übertrieben breit in den Hüften ausgearbeiteten Stilkleider der augenblicklichen Mode, sind wie geschaffen für den „ersten Ball". Taffet, Crêpe de Chine, Crepe-Georgette, wird viel verarbeitet, doch werden auch gern Spitzen zum Aufputz genommen, während die breiten Schärpen besonders jugendlich wirken, seien sie hinten oder seitwärts befestigt. Weiß wird nicht so gern gewählt, wie zarte, luftige Pastellfarben; diese sind in allen Nuanzen erlaubt. Da sieht man ein ärmelloses Stilkleid aus bleufarbigem Taffet; der vorn und hinten spitze Ausschnitt ist mit einer Spitzenumrandung aus schmalen Blenden eingefaßt, ebenfalls der gebogte Rock, der an das in vier Bogen ausgearbeitete Mieder angefügt ist. Die Fältchen am Rock und der Passe können auch durch gleichfarbig eingefärbte Spitzen ergänzt werden, wenn Silberspitzen zu elegant wirken sollten. Eine Spitzenpasse, wie ein Bolero wirkend, ist bogig an das unten in schmale Biesen angenähte, blusig fallende Mieder angesetzt; in Bogen ist auch die oben in feine Biesen abgenähte Tunika abgenäht, an der unten ebenfalls eine breite Spitze den Abschluß bildet; seitwärts eine große Schleife des Schärpengürtels. Reizend jugendlich wirkt ein Tanzkleidchen aus hellgrünem Crepe de Chine, dessen Rock unten in gleichmäßige Stufen abgenäht und dessen Mieder, ebenfalls unten in Stufen abgenäht, vorn sich breit teilt über einen gleichfarbigen, glatten Einsatz; ein Gürtel aus Samtband in dunklerer Farbe, von einer Blume gehalten, erhöht den Reiz dieses duftigen Kleides. Luftig, hauchig ist das Volantkleid aus rosa Crepe-Georgette, dessen glatt ausgearbeitetes, ärmelloses Mieder nur ein Strauß Frühlingsblumen schmückt.

Anne Beer.

Ergänzungen im Wäscheschrank des Herrn.

(Nachdruck verboten.)

Für feuchte und kalte Tage sind auch für die Herren wärmere Wäschestücke erforderlich. Es werden daher wieder die halbwollenen und wollenen Beinkleider und Jacken bevorzugt, wenn die Kasse es nicht gestattet, die sehr warmen seidenen oder Seiden-, mit Wolle vermischten Garnituren zu erstehen, die heute

Der moderne Wintermantel.



in farbiger Ausführung sehr beliebt sind. Blau, grün, lila und grau gelten als bevorzugt; aber auch weiße Garnituren, mit farbigen Seidenstreifen durchmustert, sind hübsch und beliebt. Die Aermel und Beinkleider sind sehr lang gearbeitet, um einen möglichst guten Schutz vor der kalten Witterung zu geben; an den Beinkleidern befindet sich oben ein Riegelbund. Die schon im Sommer sich großer Beliebtheit erfreuende Herrenkombination, bestehend aus Jacke und Beinkleid in einem Stück gearbeitet, findet auch für den Winter gute Aufnahme. Jetzt wird dieselbe nicht mehr kurzärmelig, sondern mit langen Aermeln und Beinkleidern gebracht. Was allerdings nicht so bequem ist wie die ideal bequeme Ausführung mit kurzen Aermeln und kurzer Hose! Es gibt noch eine Neuheit: die Frackkombination! An ein Frackhemd ist ein kurzes, seitlich zu schließendes Beinkleid angefügt, sicherlich eine sehr angenehme, praktische Errungenschaft.

Zu den kurzen Beinkleidern wird — anscheinend eine aus Wien übermittelte Mode — der lange Herrenstrumpf getragen. Das Material derselben paßt sich der kalten Jahreszeit an und wird in Wolle, Baumwolle und Tramaseide gefertigt. A. B.

Drüber und drunter.

Von Hilde Hanna Sitte-Hutter.

(Nachdruck verboten.)

Das „Drüber" ist eine Frage, die leicht gelöst ist für jede Dame, wenn — sie das nötige „Kleingeld" hat. Da gibt es Modeschauen und Modejournale, Zeitungsartikel und Ratschläge der Schneiderin; es fällt also wirklich nicht schwer, den richtigen Mantel das richtige Kleid zu wählen.

Aber das „Drunter"; da hapert es manchmal! Da kann man sich — vorderhand wenigstens — am lebenden Modell keine Tips holen, denn Vorführungen der ersten Wäschesalons gibt es noch nicht, denn noch immer gehören die „Dessous" in das Reich der Diskretion, ungeachtet zahlloser Revuen und anderer Vorführungen, die durch das Fehlen der notwendigsten Kleidungs- und Wäschestücke beweisen, daß es auch — ohne geht.

Noch aber ist der bunte Reigen des Lebens keine Revue — Gott sei Dank — und wir Damen haben jetzt während der Herbstsaison und vor Winteranfang außer den Toiletten- auch Wäschesorgen. Nicht nur wegen der farblichen Harmonie, die Kleidung und Wäsche gleichermaßen umschließt, sondern vor allem um die „Qualität", um die „Stärke der Hülle" geht der Kampf. Die Opal-, Batist, Perkalin-, und — für spezielle Gelegenheiten — die duftige Crepe de Chine-Wäsche ist so angenehm zu tragen, außerdem stets den Regeln der Mode entsprechend, daß man gar nicht mehr an die kompakten leinenen Leibchen und sonstigen unausprechlichen Wäschestücke einer vergangenen Epoche zurückdenken mag. Andererseits beutelt der Wind tüchtig in den Bäumen, und wenn wir auch die Nase in unserem Pelz vergraben, so klettert die Kälte doch empfindlich die meist auch ungenügend verhüllten Beine herauf; und die dünne Wäsche, der sie da begegnet, ist wirklich nicht dazu angetan, einen Herbstkatarrh hintanzuhalten. Wie bald aber ist eine Grippe da und vor der muß man sich hüten! Da muß man vorbeugen!

Nichts leichter aber als das, und selbst die Modedame, welche bei dem Worte „Trikot" die Nase rümpft, wird bald bekehrt sein. Es ist absolut nicht nötig, daß sich die Frau von ihrer schönen farbenfrohen Wäsche trennt, die so leicht auszuwaschen und auch sonst bequem zu behandeln und zu pflegen ist. Im Gegenteil. Warum sollte die Frau während des Umkleidens daheim, im Neglige, weniger anmutig aussehen, nur weil es draußen kalt und unwirtlich ist? Der reizvolle Anblick der Frau, nicht zuletzt durch seine Dessous hervorgerufen, bleibt gewahrt. Sie repräsentiert sich im Sommer wie im Winter in ihrer reizenden Hemdhose in Resede, Flieder, Champagne, Lavendel, Ekrü usw., nur mit dem Unterschied, daß während des Winters eine eng den Körper umschließende und wärmende Trikotkombination aus feinster Schafwolle darunter angezogen wird, die, fast gewichtslos und mit seidenen Achselspangen, in allen Geschäften zu haben ist. Das Odium des „dicken Trikots" ist längst abgetan. Die moderne Kombination ist schmeichelnd weich, trägt überhaupt nicht auf und hat nur eines für sich: Vorzüge. Man bekommt sie, in verschiedenen, teils wundervollen Ausführungen, auch ganz in Seide, und wählt sie die Dame meist in jenen Farben, welche ihre sonstigen Wäschestücke aufweisen, also rosa zu rosa Opal und maisfarben zu den gleichfarbigen Crepe de Chine-Dessous.

Jene Dame, welche während des Winters dem Opalhemd vor der Hemdhose oder Hemdrodhose den Vorzug gibt, bedient sich wiederum feiner wärmender Schlüpfer aus Schafwolle, Wolle mit Seide oder ganz aus Seide, welche am Knie mittels Gummizug schließen.

Wir sehen also, daß die Dame auch im Winter nicht den Reiz einer entzückenden, kleidsamen Wäsche entbehren muß, die durch die glückliche Verbindung mit Trikotkombination jedwede Verkühlung durch leichtsinnig dünne und ungenügende Unterkleidung ausschließt. Speziell während der kalten Jahreszeit muß man mit der Gesundheit „haushalten", denn ist erst die Hausfrau, die Dame und Repräsentantin eines vornehmen großen Haushaltes, einmal krank, wie bald geht da alles „drüber und drunter"! Und davor möge uns Gott behüten!

Was man sich nicht mehr vorstellen kann.



Das moderne Abendkleid. — Das Abendkleid vor vierzig Jahren.

O diese Mode.

Der Herr von morgen. Die Dame von morgen.

Der Himmel auf Erden.



Die Kuppel des Zeiß-Planetariums auf dem neu errichteten, 50 m hohen Hochhaus in Hannover.

(„Der Kanalschwimmer" — Fortsetzung)

beide mehr verband als Hannelore Hinz wünschen durfte und Ewald Henschel vor einer Stunde noch zu hoffen gewagt hatte.

„Ob er jetzt schon an der Grenze ist", fragte plötzlich Hannelore Hinz. Es hatte eben 5 Uhr geschlagen. Die Straßenbahnen fuhren bereits. Nahezu zwei Stunden waren seit dem Abgang des Nachtschnellzuges vergangen.

Ewald Henschel war ganz geistesabwesend neben dem Mädchen einhergeschritten und fuhr beinahe erschrocken bei dem Klange ihrer Stimme zusammen.

„Wer?" fragte er.

„Wer? — Das fragen Sie?"

„Entschuldigen Sie, Fräulein Hinz —, natürlich! Wer denn sonst! — Er, der Herrlichste von allen!"

Er brach ab. Es ging nicht in diesem Ton, zumal Hannelore Hinz empfindsam zusammenzuckte.

„Nein", fuhr er nüchterner, sachlich fort, „noch nicht! Früh halb sieben Uhr erst! — Mittag um ein Uhr ist er, soviel ich weiß, an der Küste!"

„Beten Sie auch für seinen Erfolg?"

Sie sah den jungen Mann fest an. Er errötete wider Willen sehr stark. Doch er versetzte eifrig:

„Ja, ja —, natürlich!"

Damit verließ er Hannelore Hinz vor ihrer Haustür und wandte sich mit schnellen Schritten in die erwachende Stadt hinein.

2. Kapitel.

Als Fred Bronnen den ersten Anblick des Kanals bekam, den er zu bezwingen gedachte, lag die Wasserflut grämlich, unfreundlich, verhüllt im diesigen Nebel. Die Brandung zu seinen Füßen gebärdete sich wütig, boshaft, unberechenbar wie ein zornig wütendes Weib.

Fred Bronnen lachte. Ihm war leicht und froh. Nun er einmal so weit war, daß er das Rauschen des Wassers vernahm, das er zu überwinden gedachte, so weit es sich zwischen dem europäischen Festlande und dem Inselreich England dehnte —, erschreckten ihn die große Aufgabe und alle Widerstände, die es nun noch zu überwinden galt, nicht mehr.

Er reckte die straffgespannten Arme gegen den im Nebel fast völlig verborgenen Meeresarm, dessen Gischt seine Füße traf. — Er war groß, sehnig, mit gebräuntem, offenem Sportgesicht. In den blauen, leuchtenden Augen spiegelten sich tausend Lichter des Schalks, und in ihnen stand zugleich von unerschrockenem Mut und unbeirrbarem Kampfeswillen.

Wer Fred Bronnen war, das sollte sich jetzt zeigen! — Bisher kannten seinen Namen nur wenige am Wassersport Interessierte. Der Ruf dieses Namens war kaum über die Stadt hinausgedrungen, in der sein Träger als künftiger deutscher Meister immer mehr Aufsehen zu erregen begann. Merkwürdigerweise rührte seine Popularität im weiteren Sinne — die in den letzten Wochen sprichwörtlich geworden war — aber nicht von seinen großen sportlichen Leistungen her, sondern von einer simplen Liebesaffäre, an der er selbst ganz unschuldig zu sein glaubte:

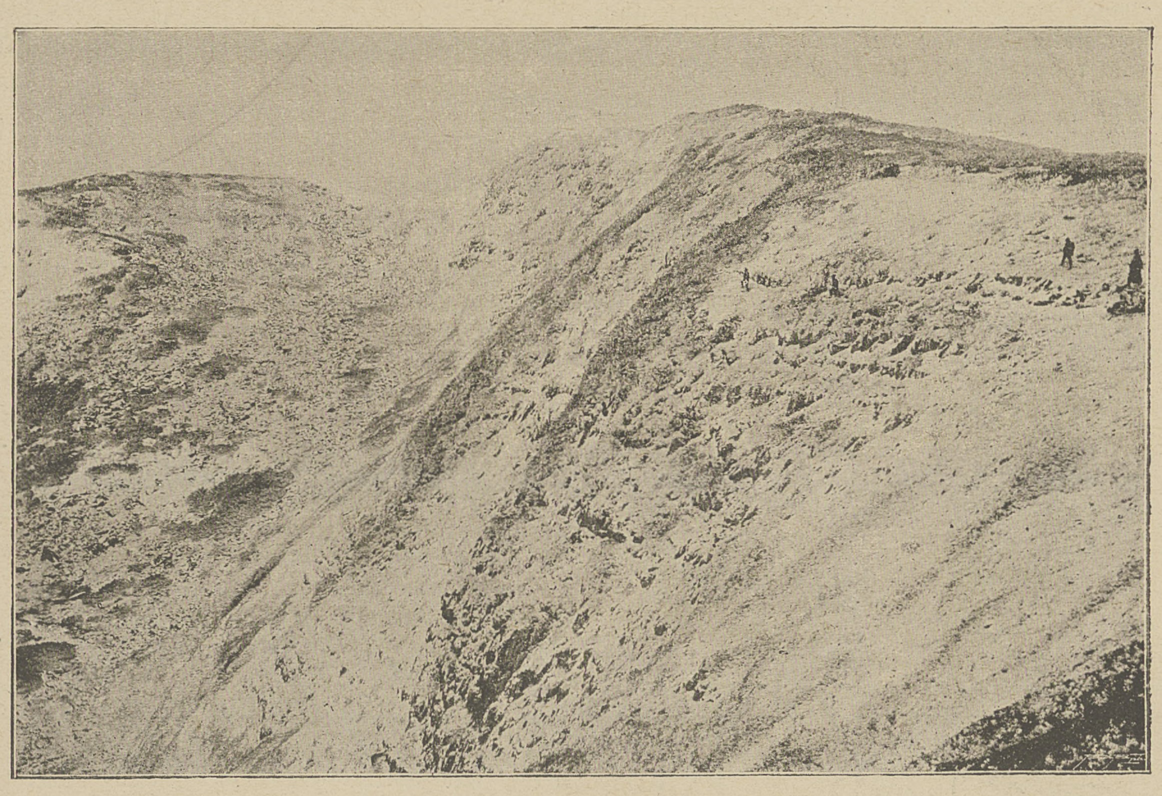
Fortsetzung auf Seite 439.

WINTERSPORT IN DEN BESKIDEN.

Die Babiagóra.

Von Wojewodschaftsrat Dr. Ed. Stonawski.

Vom Westen nach Osten ansteigend — Klimczok 1119 m., Skrzyczne 1250 m., Romanka 1366 m., Pilsko 1557 m. — erreichen die Beskiden im polnischen Staate in ihrem nahezu äußersten, östlichen Ausläufer, der Babiagóra, mit 1725 m. ihre größte Höhe. Das imposante Massiv, hervortretend besonders durch die isolierte Lage, die nahezu alpine Aussicht, der Hochgebirgscharakter-Steilheit der Nordabstürze, der oberste kegelförmige Aufbau reicht über die Baumgrenze und läßt nicht einmal die Latschen aufkommen, bildet vielmehr eine einzige riesige Felstrümmerstätte —, das für diese Höhe überaus rauhe Klima, das speziell im Winter zur äußersten Vorsicht mahnt, haben der Babiagóra nicht mit Unrecht den respektvollen Namen der „Königin der Beskiden" eingetragen. Ein gewisser Respekt, mehr vielleicht noch eine gewisse Angst der Umwohner prägt sich schon im Namen „Babiagóra" aus. „Babia" bedeutet etwa „altes, zänkisches Weib". Die Ursache dieser Bezeichnung mögen die vielen, hier tobenden Stürme, die häufigen Nebel, sein, in welche sich der Berg — was viele Touristen zu ihrem Leidwesen schon erfahren haben — nur allzu häufig hüllt, gewesen sein. Natürlich hat sich auch die Sage dieses mächtigen, den früheren Generationen Furcht einflößenden Berges bemächtigt. So soll auf der Babia eine böse Hexe hausen, deren Murmeln von den Hirten schon öfter vernommen wurde — im obersten, kegelförmigen Aufbau sind zweifellos Wässer aufgespeichert, deren Rauschen zeitweise zu hören ist — und dergleichen mehr.



Der Babiagóragipfel.

Daß ein Berg, wie die Babiagóra, auch die Touristen von nah und fern anlocken mußte, ist nicht weiter verwunderlich. Tatsächlich läßt sich die Touristik hier weit zurückverfolgen. Die erste Eoizenz der Touristen ist dem Beskidenverein Bielitz zu danken, der vor rund 40 Jahren am Gipfel der Babiagóra, wohl verwahrt unter Felsengestein Bücher deponierte, in welche die Besucher der Babiagóra ihre Namen eintrugen. Das Blättern in diesen bald vergilbten Aufzeichnungen gewährt einen eigenen Reiz. Die Sektion Bielitz des Beskidenvereines war es auch, die in nimmer rastenden Arbeit vor 22 Jahren den Besuchern der Babiagóra, knapp unter dem Gipfel, ca. 1616 m. hoch, ein echtes, rechtes Bergschutzhaus errichtete. Das Schutzhaus, die höchste menschliche Wohnstätte in den Beskiden, ist Sommer und Winter bewirtschaftet und faßt mit dem Nebengebäude Nachtquartiere für über 50 Personen (Betten und Matratzen). Die Mitnahme von Decken usw. erübrigt sich. Im Bedarfsfalle wird auch der Speisesaal zur Nächtigung hergerichtet. Recht und schlecht haben im Schutzhaus auf der Babiagóra schon über 100 Touristen übernachtet. Die Verköstigung in diesem Schutzhaus wird gelobt. Die Aussicht vom Schutzhaus des Beskidenvereines ist überwältigend. Bei entsprechender Fernsicht erblickt man die ganze Kette der Tatra. An diese schließt sich die Kette des Rohaczgebirges mit Gipfeln gleichfalls bis 2000 m., man sieht die niedere Fatra mit dem Djumbir (2045 m), die Fatra mit dem wildzerklüfteten Rossudec (slavisch, bedeutet soviel, wie rozsuty, d. h. zerfallen), und schließlich die Beskiden mit Lysagóra, Larabia, Klimczok, Josefsberg, Skrzyczne, bis zum Pilsko. Wer zählt die Gipfel, nennt die Namen — —. Kein Berg der Beskiden kann sich einer annähernd wundervollen Aussicht rühmen. Am Fuße der Babiagóra liegen die Täler Zawoja und das Arvatal. Meilenweit schweift der Blick ins Arvatal über Dörfer und Städte. Eine Karte im Schutzhaus läßt den Touristen sich bald orientieren, wie alle diese Siedlungen heißen. Der Kamm der Babiagóra — einst die Grenze zwischen Oesterreich (Galizien) und Ungarn — bildet heute wiederum zum Teile die Grenze zwischen den neuerstandenen Staaten Polen und der Tschechoslowakei. Der Gipfel der Babiagóra trägt einen viele Meter hohen Trigonometer. Einige Meter unter demselben liegt zertrümmert der uralte Grenzstein. Wandel der Zeiten! — Einer Merkwürdigkeit soll noch Erwähnung getan werden, das ist der Wasserleitung beim Schutzhaus. Aus dem kegelförmigen Gipfelaufbau, lauter Felstrümmern, wie sie vor Jahrmillionen beim Falten der Erddecke liegen geblieben sind, schießt unbeeinflußt von der Witterung jahrein, jahraus ein starker Wasserstrahl hervor, der vom Beskidenverein zu einem Wasserauslauf gefaßt wurde.



Nordhang der Babiagóra.

Die Babiagóra ist — von Schnelläufern abgesehen — ein Berg, der zum Besteigen mindestens zwei Tage erfordert. Die Babiagóra wird bestiegen, einmal von Polhora aus, ferner von Jelesnia, richtig Przyborow, dann von Hucisko, von Sucha und schließlich von Maków (Zawoja) aus.

1. Aufstieg von Polhora. Bahnfahrt bis Jelesnia. Gasthaus Springut; dortselbst können auch 4—5 Personen nächtigen. Am Bahnhofe Fahrgelegenheit zweier landesüblicher Fuhrwerke). Von Jelesnia auf der Straße nach Polhora über den landschaftlich schönen Glina-Paß, (25 Kilm.). Unterhalb des Passes im neuerbauten Forsthaus Touristenstation des Beskidenvereines, für etwa 15 Personn Nachtquartiere. In Polhora Unterkunft und Nachtquartier bei Mularczyk. Von Polhora über Bad Polhora (1918 zerstört, soll wieder aufgebaut werden), der roten Markierung nach zunächst sanft ansteigend, nach der Talgabelung am Kotlinabachsteil durch einen Hohlweg zur Hala Szczawina, weiter längs der Stangenmarkierung des Beskidenvereines zum Schutzhaus. Von Jelesnia inklusive Wagenfahrt 7 Stunden. Bequemster Anstieg mit geringster physischer Anstrengung. Passieren der Grenze am Glinapaß nur mit Paß oder Touristenlegitimation. Von Polhora kann der Aufstieg auch über die Vrana der blauen Markierung nach erfolgen, doch ist der Anstieg lang und anstrengend, nicht lohnend.

2. Aufstieg über Przyborów. Von Jelesnia nach Przyborów (Fußgänger folgen am besten dem Laufe der Koszarawa), rund 7 Klm., von dort der grünen Markierung nach über die Jaloweţerklause zur Grenze zwischen dem polnischen und tschechischen Staat, wo man auf die blaue Markierung von Hucisko stößt. Die grüne und blaue Markierung laufen zunächst zusammen. Nach etwa einer halben Stunde zweigt die grüne Markierung über die Vrana ab, die blaue führt zum polnischen Schutzhaus auf der Hala Markowa (1180 m.). Von der Vrana in den Vranasattel (fort grüne Markierung und entweder am Kammweg auf den Gipfel und zum Schutzhaus des Beskidenvereines oder vom Vranasattel der roten Markierung (teilweise Stangenmarkierung nach an der Lehne der Babiagóra zum Schutzhaus des Beskidenvereines). Wer zum polnischen Schutzhaus abgebogen ist, folgt von dort der roten Markierung sehr steil auf den Vranasattel, von dort wie vorstehend weiter zum Gipfel, bezw. Schutzhaus des Beskidenvereines. Aufstieg von Jelesnia ca. 8 Stunden, bei Wagenbenützung bis Przyborów etwas weniger. Nur für ausdauernde Fußgänger, falls nicht Uebernachtung im polnischen Schutzhaus erfolgt. Bis zur Vrana führen die Anstiege zumeist durch Wald, vom Vranagipfel bezw. -sattel aussichtsreich über freie Flächen.

3. Anstieg von Hucisko. (Bahnstation der Strecke Saybusch (Zywiec) — Sucha). Blaue Markierung bis zum polnischen Schutzhaus (trifft wie ad 2. bemerkt, am Jalowiecsattel mit der grünen Markierung zusammen). Vom Schutzhaus, wie ad 2., schönster Anstieg durch das Cicatal, zwischen der Czerniawasucha und dem Jalowiec, über die Madralowa usw. auf die Babiagóra Von Hucisko bis zum polnischen Schutzhaus 6 Stunden, von dort bis zum Gipfel $1\frac{1}{2}$ bis 2 Stunden.

4. Von Sucha aus. Bahnfahrt bis Sucha. Dann über den vorgelagerten Bergrücken der Markierung nach in etwa 3 Stunden nach Zawoja (schlechter, steiniger Weg). Von Zawoja, einer vielbesuchten Sommerfrische (Hotel Fischer, gut, zur Saison aber zumeist besetzt), führen 3 Wege auf die Babiagóra.

a) der blau-markierte in den Lipnicasattel (weiterer Anstieg über die Okolica aussichtsreich am Kamm der Babiagóra zum Gipfel). Schönster Anstieg von Zawoja, etwa 5 Stunden.

b) Der gelb-markierte Weg, an der Nordlehne der Vrana zum polnischen Schutzhaus. Nicht zu empfehlen.

c) Der grün-markierte Weg, der kürzeste Anstieg über das polnische Schutzhaus, aber der steilste. Zum polnischenr Schutzhaus etwa 2 Stunden. Vom polnischen Schutzhaus führt jüngst ein orange-markierter Weg steil über die Nordabstürze der Babia zum Gipfel, (sogen. Akademikersteig). Von Zawoja ist der Blick auf die Babiagóra der schönste.

Zum Schutzhaus des Beskidenvereines führen drei Stangenmarkierungen, speziell für Skiläufer errichtet: eine vom Vranasattel an der Südostlehne der Babiagóra (siehe ad 1.), eine vom Gipfel der Babiagóra, die dritte, abzweigend vom grün-markierten Kammweg oberhalb des Vranasattels knapp vor dem Gipfel der Babiagóraa. Der Gipfel der Babiagóra liegt ganz auf dem Gebiete des polnischen Staates.

Schließlich kann der Aufstieg auf die Babiagóra auch von Maków aus gemacht werden. Von dieser Bahnstation, der Straße nach, etwa 17 Kilometer nach Zawoja, von Zawoja, wie ad 4., Zu Fuß wird wohl niemand diesen Weg machen wollen. Fahrgelegenheiten von Maków nach Zawoja sind nicht immer zu haben.

Zum Schlusse muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß Fußwanderungen (ohne Ski), auf die Babiagóra nur in der Zeit vom Anfang Mai bis Ende Oktober empfohlen werden können. Sollte ausnahmsweise selbst in diesen Monaten Schneefall eingetreten sein, dann wird man gut tun, Babiagórapartien — das Skilaufen kommt hier außer Betracht — zu unterlassen.

Vom Wiener Eislaufverien.

Die größte Kunsteisbahn der Welt. — Neuerungen und Adaptierungen

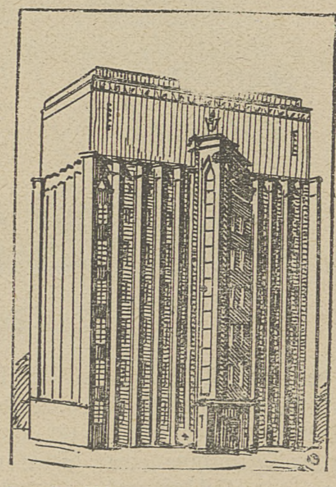
Die unzulänglichen Platzverhältnisse haben bauliche Erweiterungen und Neuerungen aller Art notwendig gemacht. In kurzer Zeit werden diese beendet sein, und der Vereinsplatz wird sich in wesentlich vorteilhafterem Kleide seinen Besuchern repräsentieren. An die bisherige Gefrierplatte von 6000 Quadratmeter Ausdehnung schließt sich nunmehr eine neue Platte von 3500 Quadratmeter an, so daß die Kunsteisbahn ein Ausmaß von 9500 Quadratmeter erreicht und damit die weitaus größte Kunsteisbahn der Welt ist. Die in der Gefrierplatte eingebetteten Rohre erreichen die ansehnliche Gesamtlänge von 80 Kilometer, was einer Entfernung von Wien bis Payerbach gleichkommt. Die Größe der Gefrierplatte wird nicht nur den Mitgliedern des Vereines, sondern auch dem großen Publikum ein weites Feld für sportliche Betätigung bieten. Für die Ausübung des Kunstlaufes, des Tanzes, und des Eishockey ist ein geeigneter Raum wie bisher geschaffen, und dem Schnellaufsport wird die ersehnte Laufbahn von 333 Meter zur Verfügung stehen. Besonders dem allgemeinen Rundlauf entzogene Plätze sollen den Anfängern und Vorgeschrittenen im Kunstlauf vorbehalten werden, womit einem vielfach geäußerten Wunsche vieler Mitglieder und Gäste Rechnung getragen wird.

Auch in den Gebäuden fanden mehrfache Adaptierungen statt. Ein großes, zweiflügeliges, den modernen Bedürfnissen entsprechendes Restaurant steht heute an Stelle der bisherigen allgemeinen Garderobe, und ein Warteraum mit kleinem Büffet ist im Hauptgebäude eingerichtet. Die Mitgliedergarderoben, die sich nunmehr im Hauptgebäude bis zum Konzerthaus erstrecken, sind vergrößert, und hiebei die Zahl der Kästchen um 900 vermehrt worden. Für eine taghelle Beleuchtung der Eisfläche werden 80 Lampen sorgen.



Nordhang der Babiagóra.

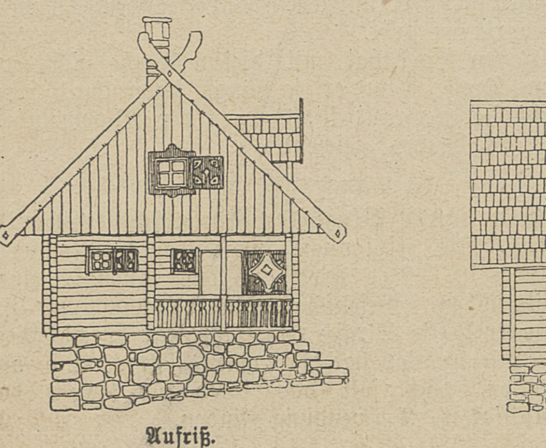
Ein Wohn-Wasserturm,



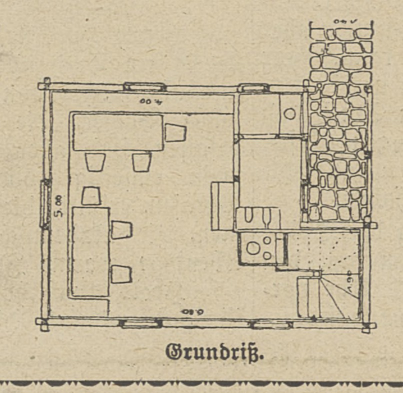
der in Wesermünde vollendet wurde. Der Bau enthält außer den beiden je 750 cbm fassenden Hochbehältern noch zwanzig geräumige Wohnungen.

Entwurf zu einer Skihütte.

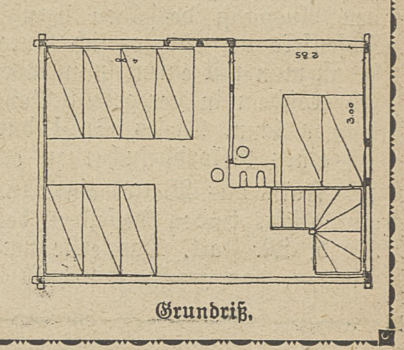
Von Othmar Schrig, Innsbruck.



Aufriß. Aufriß.



Grundriß.



Grundriß.

Sport

Die Pokalspiele des Bielitzer Unterverbandes.

Infolge des eingetretenen Schneefalles mußte die Fortsetzung der für Samstag, den 13. d. M. festgesetzten Pokalspiele um den vom Bielitzer Unterverband gestifteten Pokal bis auf weiteres verschoben werden. Für vergangenen Sonntag waren folgende Paare ausgelost worden:

B. V. Sportverein—Bialski K. S.
D. F. C. Sturm—S. V. Biala-Lipnik.

Diese Paarung bleibt für die Austragung der Spiele aufrecht und dürfte zwei interessante Spiele bringen. In dem ersten Zusammentreffen ist der BBSV Favorit, darf jedoch das Spiel keineswegs von der leichten Seite nehmen, denn die Bialaer haben bereits bewiesen, daß sie bis zum Schluß zu kämpfen verstehen und selbst dann, wenn der Gegner bereits in Führung ist, das Spiel noch nicht verloren geben. Der bessere Angriff des BBSV dürfte jedoch, vorausgesetzt, daß er in seiner kompletten Aufstellung spielt, für den Sieg ausschlaggebend sein.

Besonderes Interesse weckt das zweite Spiel zwischen Sturm und Biala-Lipnik, Treffen doch in diesem Spiel zwei Gegner aufeinander, die in dem letzten Pokalspiel, das aus Anlaß des 5jährigen Bestandes des Bialski K. S. in Biala stattfand, für die Endrunde qualifiziert waren. Ersterer ging daraus als Pokalsieger hervor, letzterer mußte infolge unberechtigter Teilnahme eines Spielers seiner Mannschaft von der Schlußrunde zurücktreten. Aus diesem Grunde ergaben sich zwischen diesen beiden Vereinen Meinungsverschiedenheiten, die wohl beigelegt sind, doch brennen die Mannschaften darauf, ihre Berechtigung an der Teilnahme im Cupfinale zu beweisen. Aus diesem Grunde ist ein interessantes, aber jedenfalls auch scharfes Spiel zu erwarten, das besonders an den Schiedsrichter große Anforderungen stellen dürfte. Für dieses Spiel ist Herr Rosenfeld als Schiedsrichter ausersehen, sodaß man über den Ausgang desselben beruhigt sein kann. Herr Rosenfeld versteht es, sich Autorität zu verschaffen, sodaß man mit einem spannenden harten Spiel, daß sich trotzdem in geregelten Bahnen bewegen dürfte, rechnen kann. Dieses Spiel dürfte sich voraussichtlich eines Rekordbesuches zu erfreuen haben.

Falls das Wetter eine Austragung der Spiele ermöglicht, finden dieselben bereits Sonntag, den 20. d. M. statt. Das erste um halb 11 Uhr vormittags, das zweite um halb 3 Uhr nachmittags.

Dem Bielitzer Unterverband wäre es anzuraten, über die Spielfähigkeit oder Unfähigkeit der Plätze bereits Samstag, Nachmittag zu entscheiden, denn es ist sowohl für die Spieler wie auch für die Zuschauer vorteilhafter, wenn sie im Falle einer Absage bereits Samstag oder zumindest Sonntag früh informiert sind. Es erübrigt sich dann, daß so wie am vergangenen Sonntag, Spieler, Vereinsfunktionäre, Zuschauer trotz des hohen Schnees auf den Platz hinausgehen, um dann auf den Schiedsrichter zu warten, der den Platz für spielunfähig erklärt. Bei einigem guten Willen läßt sich dies ganz gut machen, da die Plätze jetzt im Herbst nicht einer so raschen Aenderung unterliegen und bei schlechtem Wetter am Samstag bestimmt mit einer Spielunfähigkeit am Sonntag zu rechnen ist. Im Interesse der Veranstalter, aber auch der Zuschauer liegt es, daß sie über eine rechtzeitige Abhaltung oder Absage der Spiele informiert sind denn es wird es sich so mancher der Zuschauer überlegen, noch einmal im hohen Schnee auf den Platz hinauszustapfen, wenn er bereits ein- oder zweimal vergeblich diesen Weg gemacht hat. Wenn sich eine Absage als notwendig erweist, ist es aber noch immer Zeit dies in der am Sonntag erscheinenden Tageszeitung zu publizieren.

Der bisherige Stand der Pokalspiele lautet:

D. F. C. Sturm—Bialski K. S. 5 : 1, 2 Punkte für Sturm.
BBSV—S. V. Biala-Lipnik 5 : 1, 2 Punkte für B. B. S. V.

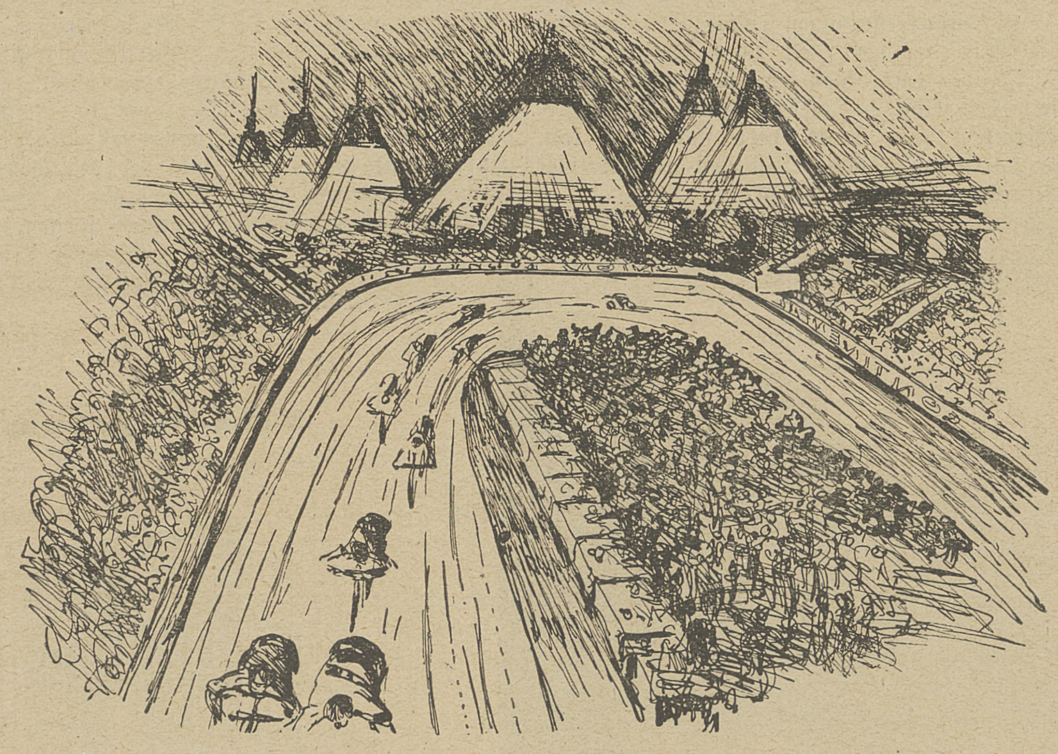
Sport, Sporttrieb, Sportbetrieb.

Von Henry Hoek.
(F. A. Brodhaus-Verlag, Mk. 5.—).

Henry Hoek hat uns ein neues Buch gegeben. Es ist ein Buch über Sport als Kulturerscheinung und als solches von vornherein begünstigt. Gerade solche Bücher, die sich mit „neuen Problemen" befassen, sind aber in der Regel entweder ungemein einseitig oder mit einem Wust gelehrter Phrasen erfüllt, die der Sache selten näher kommen, sie akademisch und damit für das breite, lebendige, warme Interesse ungenießbar machen.

Hoeks Buch hat vor allem den Vorzug: es ist gut, nämlich dichterisch gut geschrieben. Das sind heutzutage wenig derartige Bücher. Dies tut einem aber so wohl, daß man dem Verfasser auch noch einige kleine Widersprüche mehr gerne verzeihen würde, als sie, nach eigenem Eingeständnis übrigens, in dem Buche stehen. Sicher aber nur für den, der es mit kleinlicher Logik mißt, statt sich von dem warmen, überquellenden, hinreißenden Gedankenreichtum einfach mittragen zu lassen, jetzt mit dem Verfasser einen Blick in Urzeiten zu tun, um gleich darauf eine reizende Anekdote aus St. Moritz zu lesen, hier die ganze Leere und Unsicherheit der jetztzeitlichen Menschheit zu fühlen und gleich darauf in ein Jubellied auf das Leben, wie es eben in seiner Buntheit sich weiterentwickelt, einzustimmen, bald eine nüchterne Aufzeichnung krankhafter Erscheinungen zu lesen, bald hinter überspringenden Gedanken tiefste und weiteste Zusammenhänge zu ahnen, die, wie alle großen Gedanken und Werke, keine Grenzen in dem engen Gesichtswinkel einer „Anschauung", einer „Ueberzeugung", einer „Lehre" haben. In Wahrheit kann es ja gar keine Ueberzeugungen und Lehren geben, solange eine Erscheinung im Werden, im Jetzt liegt, mit uns mitgeht. Die Lehre ist etwas Starres, Unfruchtbares, die Ueberzeugung oft nur ein Schutzschild der Denkträgheit. Das lebendige Dasein, wie es seit Jahrtausenden die kleinen, ach so unbedeutenden Menschlein mitreißt, läßt Hoek in blendenden Streiflichtern vorüberziehen, er hat sehr, sehr viel zu sagen, und sagt es wie alle echten Dichter schlicht, anmutig, und leicht; er erreicht auch, was nur den echten Dichter gelingt: das unwiderstehliche Hingegebensein des Lesers an das Buch, gleichgültig, ob er mit allem einverstanden sein will, was darinnen steht.

Henry Hoek hat mit diesem Buche nicht nur seinem Kreise, dem er ja längst schon durch seine Bergbücher vertraut ist, sondern der Allgemeinheit etwas Bleibendes geschenkt. H. F.



Das Sechstagerennen in Berlin. — Die Fahrbahn

Das will gelernt sein.



Das Kamelreiten, ein bei den amerikanischen Damen beliebter neuer Sport, kostet manchen Tropfen Schweiß.

Ein neuer Plan der Kanalschwimmerin Gleitze. Die erfolgreiche junge Kanalschwimmerin Mercedes Gleitze wird auf das Angebot einer amerikanischen Gesellschaft hin demnächst die 43 Kilometer breite Straße von Gibraltar durchschwimmen. Gleichzeitig hat sie einen Filmvertrag abgeschlossen, doch soll das Geld für Zwede der Wohltätigkeit Verwendung finden.

Denksport

Sie kennen ihn bestimmt.



Erraten Sie den Namen dieses Schauspielers, den Sie aus vielen Filmen kennen und schätzen gelernt haben? — Um es Ihnen ganz leicht zu machen, verraten wir Ihnen, daß es sich um einen Metro-Goldwyn-Mayer-Star handelt. Seine Maskenkunst hat ihn weltberühmt gemacht. Das obere und untere Bild zeigen ihn in zwei seiner besten Filmmasken.

Denkaufgaben.

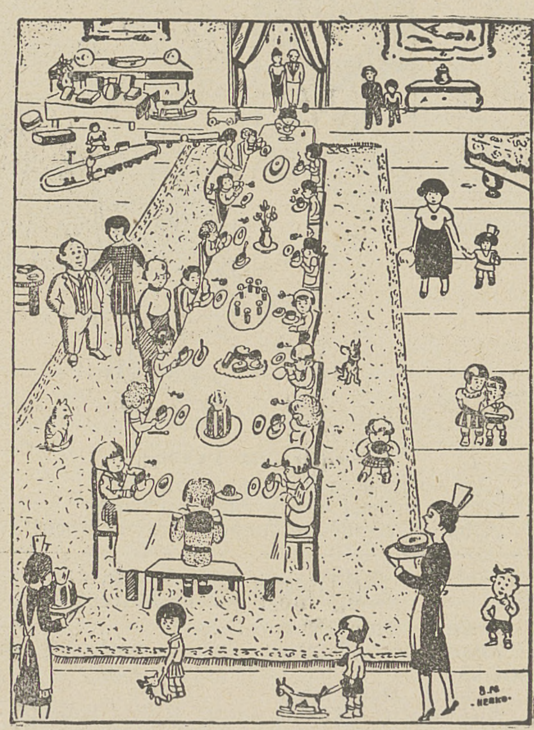
Seltsame Auskunft.

Herr Neugier und Herr Denksport fahren zusammen in einem Abteil des D-Zuges Berlin—München. Nur zu gern hätte Herr Neugier mit Herrn Denksport ein Gespräch angeknüpft. Dieser aber schien einer Unterhaltung sehr abgeneigt zu sein; immer tiefer vergrub er sich in seine Zeitungen. Um seinen Zweck dennoch zu erreichen, wandte sich Herr Neugier schließlich an Herrn Denksport mit der Frage:

„Verzeihen Sie, mein Herr, wissen Sie wohl, wann unser Zug in München ankommt?"

„Wenn das Zweifache des Restes gleich 10/13 des verflossenen Tages ist!" Sprachs und vertiefte sich aufs neue in seine Zeitungen.

Herr Neugier aber war so schlau wie vorher. Trotz allen Grübelns vermochte er das Geheimnis dieser seltsamen Auskunft nicht zu lüften. — Können Sie Herrn Neugier verraten, wann der Zug in München ankommen sollte?



Auflösung unseres Pusselspiels: „Kinder-Geburtstag".

Beherrschen Sie die deutsche Sprache?

Sie sind empört über diese Frage? Nun, dann muß es Ihnen ja leicht fallen zu den Worten

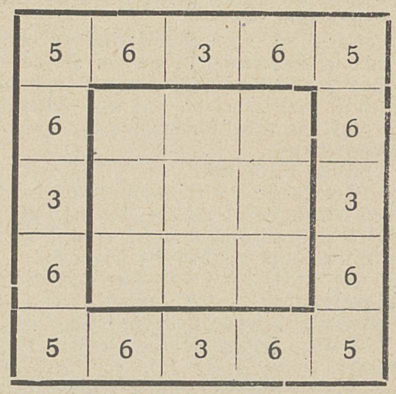
Feind — vor kurzem — faul — Zaun — gestatten — Tanzvergnügen — Tadel — Rest — Getöse — erfrischen — leblos — Ernte — Einsamkeit — Pfad — leiden —

sogenannte „synonyme", d. h. sinnverwandte, gleichbedeutende Ausdrücke zu finden. Wenn Sie in 4 Minuten die Aufgabe lösen, dann beherrschen Sie tatsächlich die deutsche Sprache. Haben Sie die richtigen Worte gefunden, dann ergeben ihre Anfangsbuchstaben eine Anerkennung für Sie, die Shakespeare in seinem „Sommernachtstraum" zuerst aussprach.

Auflösungen aus der vorigen Nummer.

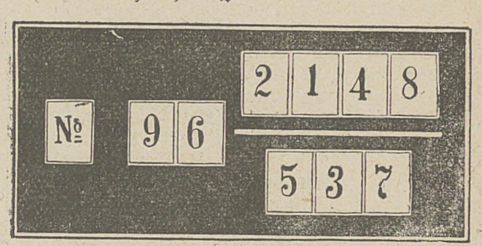
Die gestohlenen Münzen.

Der Diener hatte die Münzen folgendermaßen angeordnet:



5	6	3	6	5
6				6
3				3
6				6
5	6	3	6	5

Eine hohe Hausnummer.



Herr Pfiffig hatte die Nummernschilder so angebracht, wie die Abbildung zeigt. Er hat mit Hilfe einer weißen Latte einen Bruchstrich hergestellt. Der Bruch $96\frac{2148}{537}$ ergibt genau die Zahl 100. Er hätte die Nummern auch noch so anordnen können: $94\frac{1578}{263} = 100$; oder so: $3\frac{69258}{714} = 100$

Und so ergab sich, daß, wer zuletzt lacht, am besten lacht.

Man muß sich eben nur helfen wissen.

Der Zauberbleistift.

Der Herr hatte das Zauberkunststück fertig gebracht, indem er die Buchstaben so anordnete:

D e u t s c h l a n d
D e u t s c h l a n
D e u t s c h l a
D e u t s c h l
D e u t s c h
D e u t s c
D e u t s
D e u t
D e u
D e
D

Auf diese Weise konnte man tatsächlich das Wort Deutschland in den verschiedensten Richtungen genau 1024 Mal lesen. Wer es nicht glaubt, mag es nachprüfen. Wer es aber nicht nachprüfen will, dem mag genügen, daß das Ergebnis gemäß der Formel $2^{10} = 1024$ richtig ist.

Sie kennen diesen Filmstar bestimmt!

Die berühmte Kinokünstlerin heißt Maria Corda.

(„Der Kanalschwimmer" — Fortsetzung)

Er hatte eines Tages unter Einsatz seines Lebens aus den hochgehenden Fluten des Rheins ein Kind gerettet, und dessen Mutter, eine junge hübsche, reiche Dame, die seit Jahren verwitwet war, wich seitdem nicht von dem Erretter ihres Kindes. Sie war bei allen Sportveranstaltungen, stiftete hohe Prämien, die Fred Bronnen gewinnen konnte — und machte so von sich und dem Schwimmer reden.

Als sich über den Schwimmer der unerwartete Geldsegen zu ergießen begann, da faßte er den Entschluß, das Geld aufzusparen für einen großen Kampf. Die Frau bedeutete ihm nicht mehr als die anderen, die ihn anschwärmten und denen er gefällig und freundlich begegnete. Im Herzen blieb er kühl gegenüber ihren auffälligen Werbungen. Denn sein Herz gehörte damals bereits Hannelore Hinz, der er sein Wort gegeben hatte.

Die zweitausend Mark, die er insgesamt an Prämien durch die junge — sportbegeisterte — Frau erhalten hatte, bildeten den Grundstock zu der Summe, die seine geplante Kanaldurchquerung kosten würde. Was er sonst besaß, war zu wenig, um es in Betracht zu ziehen. Er arbeitete als Zeichner in einem größeren Industrieunternehmen und verdiente ein wenig mehr, als er zum Leben brauchte.

Die Affäre mit der Dame, die zur ersten Gesellschaft gehörte, kam ihm indessen später sehr zustatten. Als man gezwungen war, da alles andere versagte, die Kosten seiner geplanten Kanalbezwingung durch Sammlungen von Haus zu Haus aufzubringen, nützte ihm die Popularität. Sein Name war bekannt geworden durch die Affäre, man sprach über ihn, über seine zahllosen Liebschaften (mit denen es wahrlich nicht so schlimm war), von den vielen rosa und roten Brieschen, die der Briefträger ihm täglich ins Haus brachte —, und die Spenden flossen allein wegen dieses Nimbusses reichlicher, als es sonst der Fall gewesen wäre.

Immerhin erbrachte die Haussammlung kaum mehr als noch einmal 2000 Mark. Da der Verein durch seine Mitglieder noch 1000 Mark zuschoß, kam die ausreichend scheinende Summe von 5000 Mark zusammen. — — — —

Fred Bronnen stand vor sprühendem Wellengischt und hielt die Arme den Meereswogen entgegengestreckt!

Mit ihrem Ungestüm wollte er den Kampf aufnehmen, den Kampf mit dem Wasser, das sich in 32 Kilometer Breite zwischen der Festlandküste beim Cap Gris Nez und der englischen Küste um Dover erstreckte und unruhevoll in dauernder Bewegtheit war.

Ein Kampf von Riesenausmaßen!

Fred Bronnen riß die Mütze vom Kopf. Seine Haare flatterten im Wind. Die Augen lohten:

Ein Kampf, der wert war, **alles** daranzusetzen!

Eine große Welle peitschte heran, stürzte über die anderen und drang auf den Mann am Ufersaum ein. Drohend sprühte der Welle voraus ein Regen aus tausend glitzernden Tropfen. Fred Bronnen lachte und rührte sich nicht und ließ die Wellen über sich ergehen —.

Erst als ihn zu frieren begann, schüttelte er die Nässe von sich und wandte sich landeinwärts. Der himmelhohe, dicke Leuchtturm von Gris Nez diente ihm als Wegweiser. —

Am Nachmittag ging ein Telegramm ab an den Vorsitzenden des heimischen Vereins: „Nehme den Kampf auf."

*

Theodor Hoofft, der Vorsitzende der „Schwimmfreunde", besaß in einer der Hauptstraßen der Stadt ein gutgehendes Ladengeschäft, das den Besitzer, da geschultes Personal vorhanden war, für einige Wochen leicht entbehren konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Die lustige Welt

Der Einbruch.

Von
Eberhard Weittenhiller.

(Nachdruck verboten.)

Das sorglose Dienstmädchen hatte — verdammte Nachlässigkeit! — die Wohnungstür offen gelassen, als sie auf den Dachboden gegangen war. Max Mocks überwand daher das erste Hindernis spielend, weil es gar keines war, und schlich sich in die Wohnung.

Aus der Küche drang der matte Schein einer Lampe in das Vorhaus. In eine dunkle Ecke gedrückt, lauschte Max Mocks einige Augenblicke mit angehaltenem Atem, die Hand aufs Herz gepreßt, das heftig klopfte. Er war Anfänger, den nur die Not auf seinen ersten Abweg führte.

Nichts rührte sich. Allmählich beruhigte sich auch das Blut des Aufgeregten.

Auf dem Vorhaustischchen glänzte etwas Gespenstisches im Schein des Küchenlichtes. Dieses Etwas zog Max Mocks magisch an. Leise schlich er hinzu. Es entpuppte sich in der Nähe als ein Stemmeisen, das — verfluchte Schlamperei! — da herumlag, als wäre es eigens von der Hand des Schicksals für den Einschleicher bereit gelegt worden. Hastig ergriff er es und ließ es in seine Tasche gleiten. Diese Gunst des Augenblicks verlieh ihm Mut.

Die Tür zum Speisezimmer war nur angelehnt. Schöne Wirtschaft in diesem Hause! Gott selbst schien Max Mocks die Wege geebnet zu haben. Behutsam betrat er das Zimmer, das nur spärlich durch eine Straßenlaterne erhellt war, die ihr Licht durch das Fenster hereinwarf.

Alles blieb still.

Die Blicke des Eindringlings huschten flüchtig durch den halbdunklen Raum. Da man Wertvolles nicht gern offen stehen läßt, steuerte er auf den einzigen Schrank des Gemachs zu: auf die Kredenz.

Er bückte sich. Die Tür erwies sich — unglaubliche Sorglosigkeit! — als unversperrt. Wenn sie nur nicht quietschte! — Nein, sie quietschte nicht!

Halt! Hatte sich nicht etwas im Nebenzimmer gerührt?

Max Mocks' gebeugte Knie knickten völlig ein. Es war doch schwerer als er es sich gedacht hatte! Angespannt horchte er.

Es regte sich nichts.

Ein Gegenstand in der Kredenz fiel dem danach Hastenden in die Augen. Er stopfte ihn in seine Tasche.

Aber nun waren es wirklich Tritte, die im Nebenzimmer erklangen. Ein heftiges Zittern überfiel den Knienden. Die Angst ertappt zu werden, verlieh ihm aber dennoch die Kraft, sich aufzurichten. Mit bebenden G[illegible]nken, doch lautlos, turnte er aus dem Zimmer.

Die Wohnungstür stand — unerhörter Leichtsinn! — immer noch offen.

Max Mocks flitzte auf den Zehen hinaus und stolperte bis zur Kellertür hinab. Dort setzte er sich auf eine Stufe und langte, in Schweiß gebadet, den entwendeten Gegenstand samt dem Stemmeisen aus der Tasche. Das Eisen zwängte er in den Spalt der niedlichen Sparkasse und drehte es um. „Knack!" sagte das tönerne Schweinchen und lag in Scherben.

Gierig las Max Mocks die blanken Münzen auf, die sich nach Hausbrauch als Strafgelder für umgeschüttete Gläser, ins Tischtuch gebrannte Löcher und ähnliche Verbrechen angesammelt hatten, und steckte sie in seine leere Geldbörse. Die Tonscherben warf er aus dem Stiegenfenster in die Mistkiste.

Heute war der Letzte und abends mußte er in sein Stammlokal. Von seiner Frau aber hätte er nie einen Pfennig bekommen.

Er wischte sich die Perlen von der Stirn und schritt nun hocherhobenen Hauptes wieder die Treppen empor. Gottlob, die Tür war endlich geschlossen! Energisch klingelte er. Die Dienstmagd öffnete. Oh, wie gern hätte er ihr wegen des langen Offenlassens der Tür gründlich die Leviten gelesen! Doch er mußte, wenn auch mit grimmem Aerger, an sich halten, um sich nicht zu verraten. Festen Schrittes betrat er das Speisezimmer. Beim Anblick der Kredenz zuckte er ein wenig zusammen. Wenn seine Frau den Abgang des Schweinchens nur nicht vorzeitig entdeckte! Morgen, am Ersten, wollte er es durch ein neues samt Inhalt ersetzen.

Er straffte sich und betrat in männlicher Haltung das Nebengemach. Seine Frau begrüßte er schuldbewußt, aber jovial.

„Was sieht dir da aus der Tasche, lieber Max?" flötete sie.

Einen Augenblick war er innerlich betroffen. Dann aber polterte er los im erlösenden Gefühl endlicher Sprechfreiheit: „Verdammte Schlamperei!", und zog das Stemmeisen hervor. „Das fand ich im Vorhaus! Gehört das dahin?"

„Ich werde Kathi zur Rede stellen. — Uebrigens, Schatzi, was ich sagen wollte: Ich muß heute abend in den Wohltätigkeitsbazar gehen und habe kein Geld mehr. Bitte, leih' mir zehn Mark!"

„Ich habe leider selbst keines mehr!" stotterte Max.

„Soso? Dann muß ich das Schweinchen ausleeren!"

„Da hast du!" Mit verschlucktem Stöhnen schüttete er seiner Frau den Inhalt seiner Geldbörse in die Hand. Es waren gerade zehn Mark.

Lebewohl Stammtisch!



Ein guter Kunde.

„Ich möchte gern ein Konto eröffnen."
„Schön, wieviel wollen Sie einzahlen?"
„Quatsch, ich möchte hundert Mark abheben!"

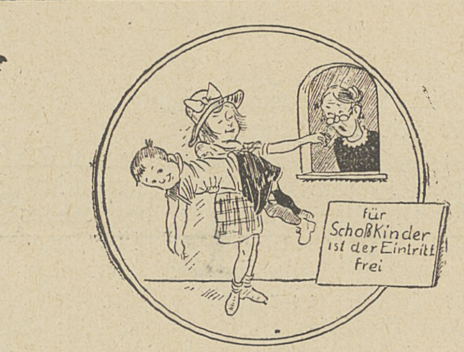
Schlimme Wirkung.

Richter: „Sind Sie vorbestraft?"

Angeklagter: „Vor zehn Jahren wurde ich bestraft, weil ich an verbotener Stelle gebadet hatte."

Richter: „Und seitdem?"

Angeklagter: „Na, ich danke. Später habe ich nicht wieder gebadet." H. L.



„Ein Billett, bitte!"

Erblich belastet.

Der Lehrer hatte in Annis Heft geschrieben: „Anni ist eine Schwätzerin."

„Das läßt du deinen Vater unterschreiben!" hatte der Lehrer Anni angedonnert.

Am nächsten Tage läßt er sich das Heft der Schülerin vorlegen.

Und was hatte Annis Vater hineingeschrieben?

„Da müßten Sie erst mal ihre Mutter hören." P. P.

Mißverstanden.

„Ehe ich Sie untersuche, zuvor eine Frage. Trinken Sie?"

„Sehr liebenswürdig, Herr Doktor. Wenn ich bitten darf, ein Gläschen Kognak."

Erdkunde.

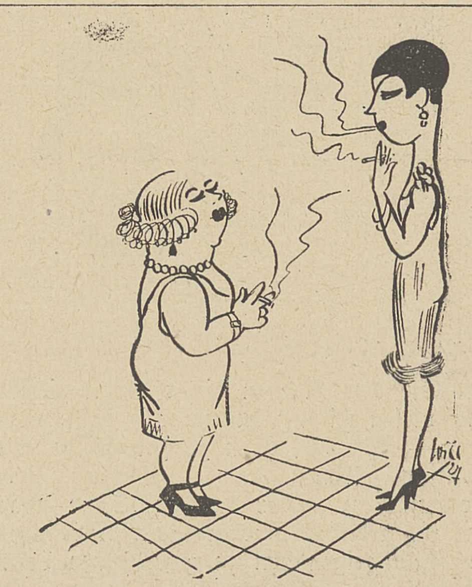
„Neuseeland muß doch ein sehr kaltes Klima haben."
„Im Gegenteil, dort ist es sehr heiß."
„Das glauben Sie doch wohl selbst nicht. Aus Neuseeland kommt doch das Gefrierfleisch." fh.

Sie seufzt Stoß.

„Gott sei Dank, daß der Charleston erfunden worden ist! So ist mein Mann wenigstens gezwungen, mir alle vierzehn Tage ein Paar neue Schuhe zu kaufen." F. R.

Kindlicher Scharfsinn.

„Ruhig, Peter!" sagt Alfred zum Brüderchen. „Mach' keinen solchen Spektakel!"
„Warum denn?"
„Es ist doch Besuch im Salon."
„Woher weißt du das?"
„Na, hör' doch zu! . . . Der Papa sagt ‚Meine Liebe' zur Mama." G. Dr.



In Gedanken.

„So, die Stadt wird vergrößert. Nun, da hab' ich es ja zu meinem an der Stadtgrenze gelegenen Garten nicht mehr so weit!"

Der harte Richter.

Richter: „Acht Tage sind Sie verheiratet, und schon haben Sie Ihre Frau derart geschlagen. Ich gebe Ihnen dafür vier Wochen Gefängnis."

Beklagter: „Ich finde es sehr hart, daß Sie auf diese Weise unsere Flitterwochen unterbrechen." F. M.



Bedauerlich!

Sipo: „Sind Sie nicht derselbe Kerl, der vor vier Jahren dem Bankier Silbergeld mit 5000 Mark durchging?"

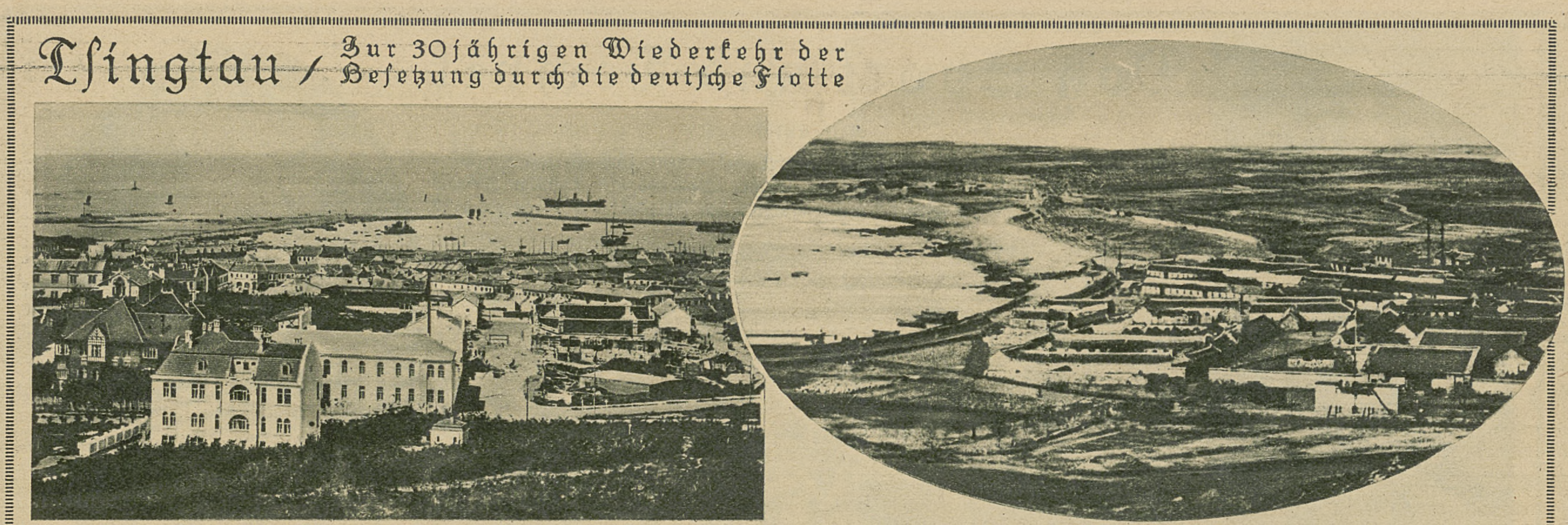
Ede: „Nee, leider nich, Herr Wachmeester!"



Vorschlag zur Güte.

„Musiker, Tondichter, Komponist, das klingt schon alles so abgebraucht, wie nenne ich mich bloß?"
„Sehr einfach — nenne dich Akkordarbeiter."

Tsingtau / Zur 30jährigen Wiederkehr der Besetzung durch die deutsche Flotte



Blick über einen Teil des Geschäftsviertels auf den Hafen von Tsingtau im Jahre 1914. Die modernen Kaianlagen ermöglichten auch größeren Dampfern unmittelbares Anlegen an der Mole — Photothek

Die Kiautschou-Bucht bei der Besetzung 1897. In öder Umgebung liegt ein kleines Chinesendorf — Photothek

Am 14. November 1897 wurde die deutsche Flagge an der Bucht von Kiautschou in der chinesischen Provinz Schantung gehißt. Sie ging nieder am 7. November 1914, als die Japaner nach monatelanger Belagerung das kleine Häuflein deutscher Verteidiger mit ihrer gewaltigen Überzahl überrannten. 17 Jahre lang hatten hier deutsche Tatkraft und Unternehmungslust in straffer Organisation gewirkt. An Stelle der zwei kümmerlichen chinesischen Dörfer, die 1897 an der für Schiffahrt und Handel völlig belanglosen Kiautschou-Buchtlagen, war eine großzügig angelegte Ansiedlung europäischen Stiles entstanden. Mächtige Hafenanlagen, die einem steigenden Schiffsverkehr Raum boten, waren gebaut. Eine Eisenbahn führte ins Innere nach Tsinanfu, der Hauptstadt von Schantung, und fand hier Anschluß an das große im Ausbau befindliche chinesische Eisenbahnnetz.

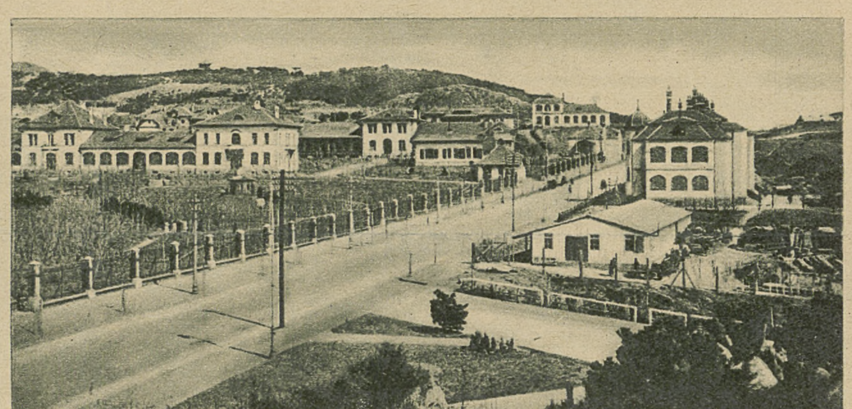
Tsingtau war keine Kolonie im üblichen Sinne. Hier konnte der Europäer nicht Ackerbau und Viehzucht großen Stiles treiben wie in Südafrika. Ansiedlungsmöglichkeiten für größere Scharen europäischer Auswanderer gab es hier nicht. Tsingtau war eine Handelskolonie, die von Jahr zu Jahr an Bedeutung zunahm und sich neben den alten Handelsplätzen der chinesischen Küste im Laufe der Jahre erfolgreich durchsetzte und behauptete. Daneben wurde aber Tsingtau mehr und mehr ein Austauschplatz für die geistigen Kulturgüter Deutschlands und Chinas. Hier konnte das vorwärtsstrebende China die neuesten Ergebnisse deutscher Wissenschaft und Technik kennenlernen. Die deutsch-chinesische Hochschule sollte mehr und mehr zum Mittelpunkt dieses Austausches werden. So war Tsingtau kein „Pfahl im Fleisch" des chinesischen Reiches. Bei dem freundschaftlichen Einvernehmen zwischen Deutschland und China hätte sich sicherlich ein Weg gefunden, der auch trotz des heute gesteigerten chinesischen Nationalbewußtseins die Erhaltung Tsingtaus als Austauschplatz deutscher und chinesischer Kulturgüter ermöglicht hätte.

Diese Entwicklung wurde durch das Eingreifen Japans in den Weltkrieg unterbrochen. — Im Dezember 1922 mußte Japan zwar entprechend dem Washingtoner Abkommen Tsingtau an China zurückgeben, doch ist auch seitdem Japans wirtschaftlicher Einfluß vorherrschend geblieben.

Für uns Deutsche wird Tsingtau immer Erinnerung und Vorbild für großzügige deutsche Kulturarbeit im fernen Lande und für freundschaftlichen Austausch mit den Kulturgütern eines anderen Volkes bleiben.



Der Heldenfriedhof in Tsingtau, wo die bei der Belagerung gefallenen Deutschen beigesetzt sind — Photothek



Das frühere deutsche Gouvernements-Lazarett mit seinen damals vorbildlichen sanitären Einrichtungen

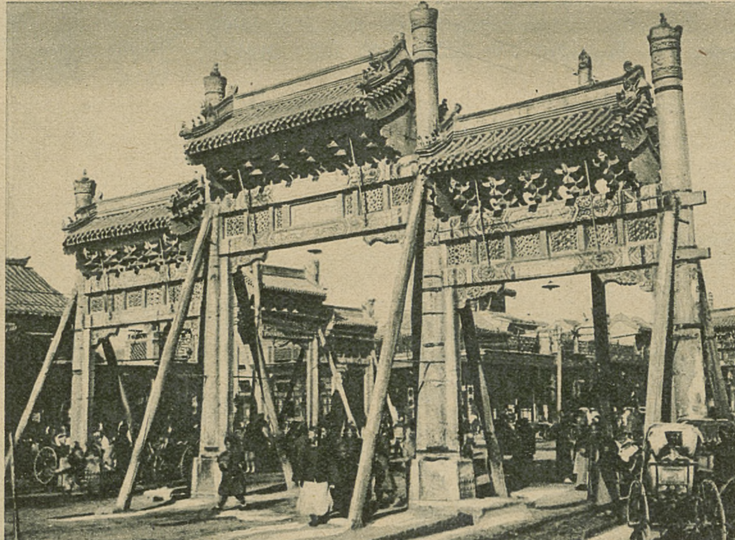
Schach

Redigiert von Hermann Kuhlmann

Weiß zieht an und gewinnt.

Naschkatze

„Wer hat das Honig-Wort verzehrt?"
„Ach, unser Wort, nur umgekehrt!" — P. Kl.



Reich geschnitzter Holz-Torbogen, wie man ihn in den größeren chinesischen Städten häufig findet

Silbenrätsel

Aus den Silben: a—a—anch—be—bla—bu—ci—dan—c—e—e—e—gie—hal—han—her—i—im—ka—le—li—lo—lu—man—me—min—mo—mon—mon—mor—na—nang—ne—ner—ni—no—o—on—on—ok—pa—pe—puc—rik—ro—rus—satz—ser—stanz—sub—ta—te—tel—ten—ti—ti—ton—troi—tut—ver—zi—zi— sind 21 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben einen Ausspruch von Kant ergeben.

Bedeutung der Wörter: 1. italienischer Komponist, 2. Sinnestäuschung, 3. griechische Sagengestalt, 4. Südfrucht, 5. Stadtsteuer, 6. Strafpredigt, 7. Klebemittel, 8. Insel bei Malaka, 9. Stadt in Westdeutschland, 10. Strohblume, 11. Verselbständigung, 12. Kleiderschmuck, 13. Tatkraft, 14. Masse, 15. heilig, unverletzlich, 16. nordischer Vorname, 17. Doppelbüste, 18. altägyptischer König, 19. französischer Revolutionär, 20. Heilpflanze, 21. berühmtes Jagdrevier. — C. M.

Denksportaufgabe

Angenommen, es fahren zwischen Berlin und Neapel täglich je zwei korrespondierende Züge (Berlin—Neapel und Neapel—Berlin) um 12 Uhr mittags und um 0 Uhr nachts ab. 24 Stunden Fahrzeit. Wieviel korrespondierenden Zügen begegnet der von Berlin um 0 Uhr nachts abgehende Zug bis zu seiner Ankunft in Neapel? — v. U.

Besuchskartenrätsel

Ernst Theo v. Otrassi

Was ist der Herr? — Mie.

Zahlenrätsel — H. Schm.

1 2 3 4 5 6 3 7 8	geometr. Linie
2 6 9 2 4 6 2 8 6	Kennzeichen
5 1 2 6	german. Gottheit
4 3 7 3 6	Liebhaber
8 9 9 8 6	Stadt in Westdeutschland
6 3 6 9 8 6	berühmter Forscher
8 6 4 7 3 6 1	europäischer Staat
9 8 6 8 4 3 7	Fluß in Afrika

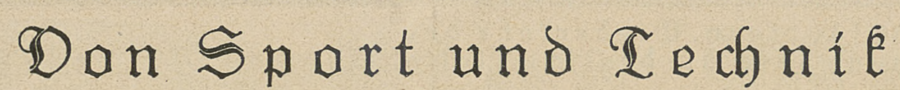
Die Anfangsbuchstaben der gesuchten Wörter ergeben den Namen eines griechischen Philosophen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Silbenrätsel: 1. Ecuador, 2. Ignatjew, 3. Nachnahme, 4. Samowar, 5. Tilsit, 6. Rikscha, 7. Odol, 8. Habenichts, 9. Hagebutte, 10. Alkali, 11. Unsinn, 12. Satrap, 13. Ithaka, 14. Nachtigall, 15. Delta, 16. Exodus, 17. Mandat, 18. Mussolini, 19. Ataman, 20. Neuwied, 21. Languste, 22. Astronom, 23. Chrysanthemum, 24. Tara, 25. Ichneumon, 26. Saratow, 27. Tinte, 28. Mufti, 29. Eosin, 30. Haftpflicht. — „Ein Strohhaus, in dem man lacht, ist mehr wert als ein Palast, in dem man weint."

Literarisches Zahlenrätsel: Kreidekreis, Libussa, Antigone, Björnsen, Uhland, Nibelungen, Dostojewski: Klabund.

Rösselsprung: Ein getreues Herze wissen, / Hat des höchsten Schatzes Preis; / Der ist selig zu begrüßen, / Der ein treues Herze weiß. / Mir ist wohl beim höchsten Schmerze, / Denn ich weiß ein treues Herze (Paul Flemming.) — Magisches Quadrat: 1. Bild, 2. Isar, 3. Lade, 4. Drei. — Besuchskartenrätsel: Schreibwarenhändler. — Höchster Wunsch: Dreh, Herd.



Von Sport und Technik

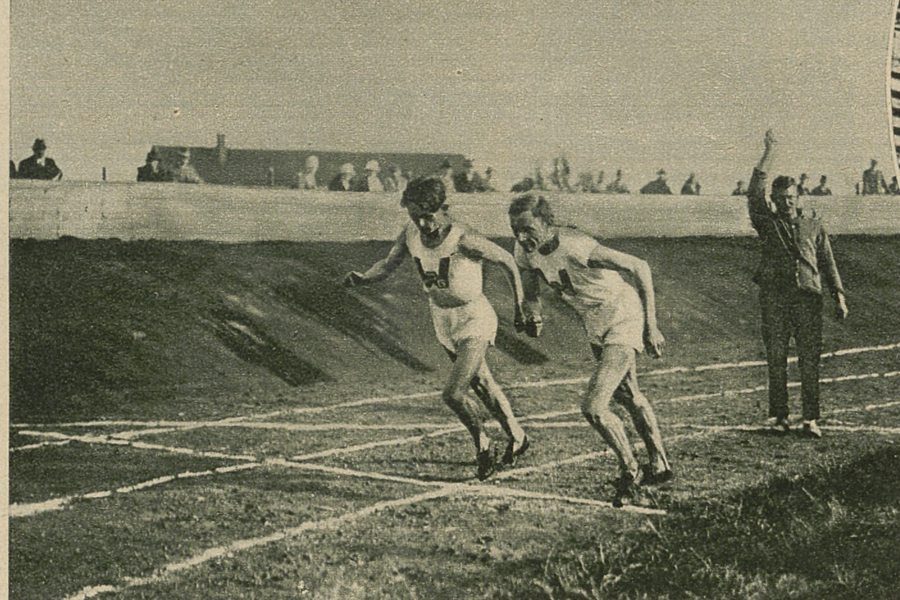


Wohl der jüngste deutsche Segelflieger dürfte der 15jährige Jungflieger Otto Doering aus Marburg sein, der vor kurzem die A-Prüfung für Segelflieger erfolgreich bestand

Atlantic

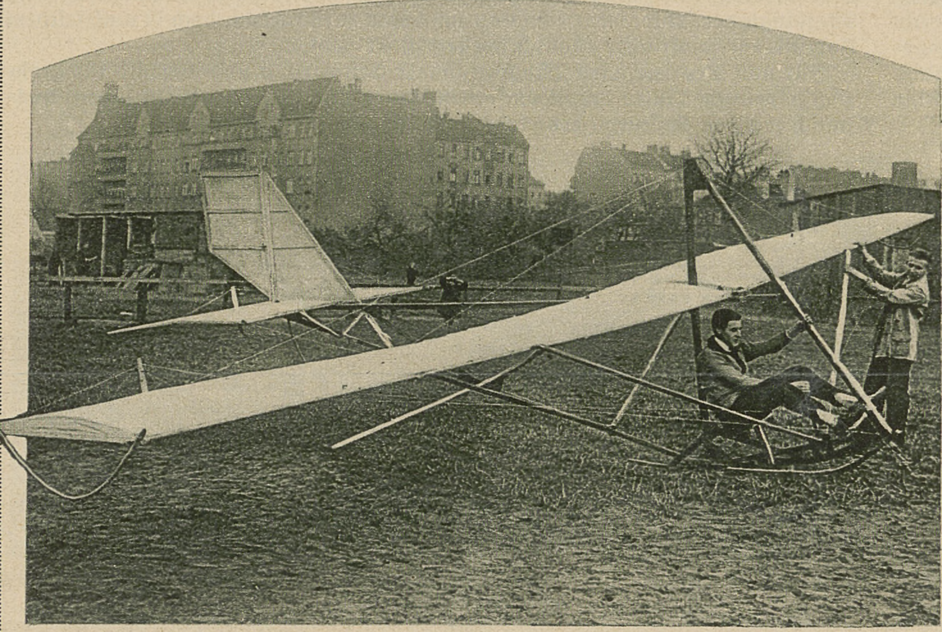
Bild unten:

Der Meisterläufer Dr. Peltzer startet bei einem 1500-Meter-Vorgabelauf in Langensalza (Thüringen) mit seinem Wickersdorfer Schüler Friedel vom Mal. Dr. Peltzer gewann unangefochten vor Friedel in 4:10 gegen 4:16



Der Junkers-Pilot Karl Plauth stürzte vor kurzem in Dessau bei einem Versuch, einen „Looping nach vorn“ auszuführen, aus 1000 Meter Höhe ab und verunglückte tödlich. Plauth hat am Kriege als Kampfflieger teilgenommen und war ein erfahrener Flugzeugführer der Junkers-Werke

A. Stöcker



Ein einfaches Segelflugzeug, das sich einige Berliner Schüler mit geringen Mitteln und ohne fremde Hilfe in 14 Monaten erbaut haben. Es kann zusammengelegt und mit Leichtigkeit getragen werden. Das Startseil fehlt allerdings noch; das Flugzeug hat daher auch seine praktische Probe in der Luft noch nicht bestanden

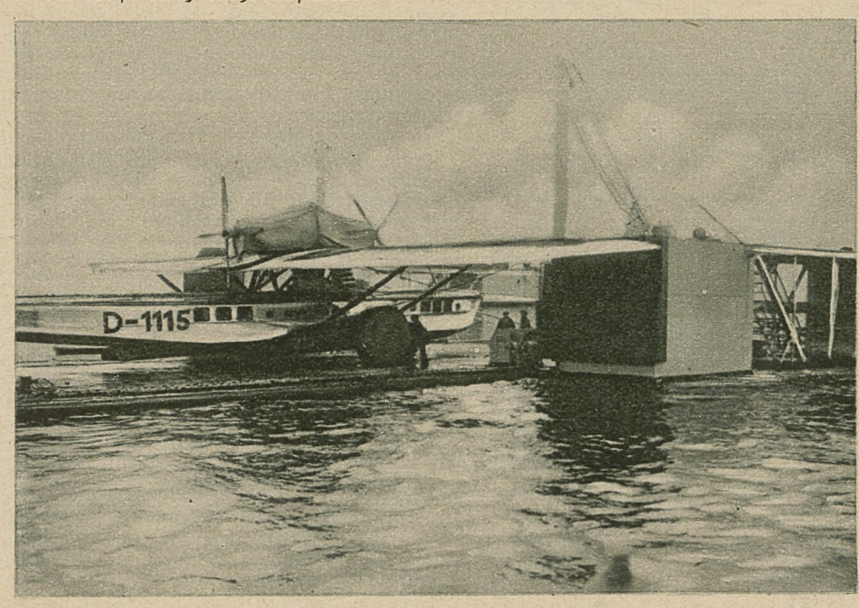
W. W.

Bild rechts →

Zu den Meisterschaftsrennen der Motorradfahrer an der Solitude bei Stuttgart. Links (Nummer 80): Henne-München, Sieger und damit deutscher Straßenmeister für 1927 in der Klasse bis 750 ccm; er fuhr außerdem mit 105 Stundenkilometern die schnellste Runde des Rennens; rechts (Nummer 93): Gall-München, Sieger in der Klasse bis 1000 ccm, fuhr die beste Zeit des Tages mit 101,9 Stundenkilometern

Photo-Union





Ein Schwimmdock für Segelflugzeuge wurde vor kurzem in Travemünde in Betrieb genommen. Zur Aufnahme des Flugzeuges wird es — genau wie ein Schwimmdock für Schiffe — durch Einlassen von Wasser zum Sinken gebracht, um so das schwimmende Flugzeug leicht aufnehmen zu können. Durch Auspumpen des Wassers wird es dann so weit gehoben, daß am Flugzeug gearbeitet werden kann

W. W.



Eine große Sendung deutscher Impfstoffe wurde kürzlich zur Bekämpfung der augenblicklich in Persien herrschenden Choleraepidemie mit der fahrplanmäßigen Flugverbindung von Frankfurt a. M. nach Teheran befördert. Beim Ausladen der Impfstoffe auf dem Flugplatz in Teheran

Atlantic

W-AK Kupfertiefdruck der Otto Elsner K.-G., Berlin S 42 — Hauptschriftleiter: Fritz v. Lindenau — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hanns Kuhlmann, Berlin-Schlachtensee 1927—46

Herausgeber: Alfred Jonas, Bielsko. — Eigentümer und Verleger: C. L. Mayerweg, Bielsko.
Druck: Johann & Carl Handel, Bielsko. — Verantwortl. Redakteur: Anton Stafinski, Bielsko.